Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 5 **Bremen-Berlin, den 28. Januar** **1905**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Du löfest uns! Von Wilhelm Benignus. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. XII. Von Professor D. Baentsch. — Kirche und Sozialdemokratie. I. Von Pfarrer Lic. Traub. — Ernst Haeckels „Lebenswunder". I. Von Braasch. — Die Gustav Werner-Stiftung im Jahre 1904. Von D. Dreydorff. — Vom Büchertisch. — Druckfehlerberichtigung.

Du löfest uns!

Die wir im dunkeln Erdentale
Oft sorgbeschwert, betrübt hinwallen,
Ach, höre unser kindlich Lallen,
Gott! Leuchte uns mit deinem Strahle.

Was ist das Wissen, das wir wissen?
Was ist das Können, das wir können?
Ein Funk' in deines Lichtes Brennen,
Ein Tropfen nur in Wolkengüssen.

Und doch zu dir, zu dir gehörend,
Und doch mit dir, mit dir ein Leben,
Mit dir in Arbeit, Wirken, Geben
Verbunden, eins! Gott, dir gehörend.

Nein! Der gequälten Seelen Schreien
Kann nicht, kann nicht im Raum verhallen.
Wie, ließest du dein Eigen fallen?
Nein, nimmermehr, du wirst befreien!

Wilhelm Benignus, Newyork, City.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

(Von der Mitte des 8. Jahrhunderts bis zum Ende des babylonischen Exils.)

XII.

Für Deuterojesaias ist aber die Bekehrung der Völker nicht etwa nur eine schöne Hoffnung, deren Verwirklichung er erst von einer fernen Zukunft erwartet. Er ist vielmehr überzeugt, daß Jahve schon jetzt in der Heidenwelt wenigstens unbewußte Verehrer habe, oder daß doch wenigstens ein starker Zug durch die Heidenwelt gehe, der sie einer höheren Religion in die Arme treibe. Vielleicht waren es gerade dahingehende Erfahrungen, die in ihm die feste Überzeugung von der Empfänglichkeit der Völkerwelt für die prophetische Jahvereligion begründeten und ihn recht eigentlich erst veranlaßten, aus dem monotheistischen Gedanken in so klarer Weise die universalistische Konsequenz zu ziehen.

Auf diese Gedanken werden wir wenigstens geführt, wenn wir die Art und Weise, in der er von dem Perserkönige Cyrus redet, uns näher ansehen. Bekanntlich erwartet Deuterojesaias, daß dieser König, der damals seine Siegeslaufbahn begonnen hatte und zu der Zeit, wo Deuterojesaias seine Reden niederschrieb, gerade zum vernichtenden Schlage gegen Babel ausholte, nach Niederwerfung der babylonischen Macht den exilierten Juden Befreiung bringen und die Erlaubnis zur Rückkehr in ihr Vaterland geben werde. Diese Hoffnung war nun aber nicht etwa nur der Ausfluß eines sanguinischen Optimismus, wie er uns sonst oft in der Geschichte der Juden begegnet, sondern gründete sich zweifellos auf eine auf gewisse Tatsachen und Erfahrungen gestützte Einschätzung der sittlich-religiösen Qualitäten dieses Königs, die ihn einem so hochstehenden Jahveverehrer wie dem Deuterojesaias in höchstem Grade sympathisch erscheinen ließen. Denn wenn er ihn als den Hirten Jahves bezeichnet, der Jahves Vorhaben zur Ausführung bringen werde (44, 28), wenn er ihn mit dem höchsten Ehrennamen eines Gesalbten Jahves, den einst Judas gefeierte Könige trugen, schmückt (45, 1), wenn er von ihm sagt, daß Jahve seine Rechte ergriffen (45, 1), ihn bei seinem Namen gerufen, ihm Schmeichelnamen beigelegt habe, noch ehe Cyrus ihn kannte (45, 3 f.), ja sogar, daß Jahve ihn lieb habe (48, 14), so geht das über eine bloße Charakterisierung dieses Königs als eines Werkzeuges Jahves, in dem Sinne, in dem für den ersten Jesaias etwa auch Assur ein Werkzeug Jahves gewesen war, weit hinaus. Denn wenn er sagen kann, daß Jahve den Cyrus lieb hat, so muß dieser Cyrus religiös-sittliche Eigenschaften besessen haben, die ihn in den Augen eines hochstehenden und vorurteilslosen Israeliten der Liebe Jahves auch wirklich würdig erscheinen ließen.

Höchst merkwürdig ist nun, daß dieselbe Wertschätzung des Cyrus uns auch in den damaligen babylonischen Priesterkreisen begegnet, und noch merkwürdiger, daß sie sich dort fast in dieselben Worte gekleidet hat. So heißt es auf einer neubabylonischen Tafel: „Marduk sah sich um in allen Ländern und suchte ihn zu fassen bei der Hand (vergl. Jes. 45, 1!), einen gerechten König nach seinem Herzen und berief Kuraš (= Cyrus) zum Königtum über die ganze Welt." So begegneten sich die israelitischen und babylonischen Geister in der Wertschätzung desselben religiös-sittlichen Ideals. Und wenn man die Worte dieser Tafel mit den entsprechenden des Deuterojesaias vergleicht, so frappiert vor allem die Ähnlichkeit, die hier zwischen Jahve und Marduk besteht. Man lasse die Namen aus den beiderseitigen Äußerungen weg und es würde schwer fallen, ja unmöglich sein, zu bestimmen, welches die israelitische und

welches die babylonische sei. Lag vielleicht nicht gerade auch in der hierin sich dokumentierenden Annäherung der Geister auf dem Gebiete der Religion für Deuterojesaias ein kräftiger Anlaß zu der Annahme, daß die Völkerwelt für eine höhere Religion reif geworden sei?

Doch wir müssen auf Cyrus zurückkommen. Wie in aller Welt kamen die babylonischen Priester dazu, in dem Arier Cyrus einen Liebling des Marduk, und wie kam Deuterojesaias dazu, in demselben Cyrus einen Liebling Jahves zu sehen? Hatte Cyrus etwa beide getäuscht? War er aus politischer Berechnung etwa den Babyloniern ein Babylonier und Mardukverehrer und den Israeliten gegenüber ein Israelit und Jahveverehrer geworden, um sich die Gunst der zu unterwerfenden Völker zu sichern und seine neu zu begründende Herrschaft zu festigen? Oder war es eine im Wesen des Ariers liegende, in religiöser Indifferenz wurzelnde Toleranz gegenüber den Göttern der Völker, die die Semiten ihm als respektvolle stille Verehrung ihrer eigenen Gottheiten auslegten? Unmöglich wäre das ja an sich nicht. Es wäre auch für Deuterojesaias keine Schande, wenn er wirklich sich in dieser Weise hätte täuschen lassen, ja man könnte selbst, wenn auch nur unter dem aufrichtigen Bedauern, um ein Ideal ärmer geworden zu sein, eine solche Täuschung noch segnen, wenn sie etwa wirklich dazu beigetragen hat, die universalistische Gedankenbildung des Deuterojesaias zu fördern.

Doch liegt zu einer derartigen Auffassung keineswegs eine absolute Notwendigkeit vor. Cyrus kam bekanntlich aus Persien, dem Heimatlande der Religion des Zarathustra. Diese Religion trug aber in ihren Ursprüngen einen stark monotheistischen Charakter.*) So ist es von vornherein wahrscheinlich, daß dem Cyrus von Hause aus monotheistische Anschauungen nicht fremd gewesen sind. Freilich kann er nicht in dem Sinne Monotheist gewesen sein, daß er sich, wie die Juden ausschließlich zu Jahve, so seinerseits ausschließlich zu Ahuramazda bekannt hätte. War er Monotheist, so war er es im Sinne der altorientalischen, übrigens gerade auch arischem Denken zusagenden, monotheistischen Lehre, nach der die einzelnen Götter nur Erscheinungsformen des einen Göttlichen waren und deshalb leicht mit einander identifiziert werden konnten. Wenn sich Cyrus daher in Babylon ausdrücklich und sehr angelegentlich zu dem babylonischen „Marduk, dem großen Herren", dessen Tempel er bei der Einnahme Babels sorgfältig geschont hatte, bekennt und seinen Kult (wie übrigens auch den Kult mancher anderer Götter der von ihm unterworfenen Städte und Königreiche) in jeder Weise begünstigt, so braucht ihm das keineswegs als eine politische Heuchelei zur Last gelegt zu werden. Und ganz ähnlich wird es dann zu beurteilen sein, wenn er in einem später zu Gunsten der Juden erlassenen Edikte, dessen wesentliche Echtheit anzuzweifeln kein notwendiger Grund vorliegt, da es mit dem Geiste seiner sonstigen Edikte genau übereinstimmt, von Jahve als dem Herren des Himmels redet, der ihm alle Königreiche auf Erden gegeben und ihm geboten habe, ihm in Jerusalem einen Tempel zu bauen (Esr. 1, 2, 2. Chron. 26, 23). Waren ihm Ahuramazda, Marduk und Jahve im Grunde eins, so konnte er in durchaus aufrichtiger Weise von jedem dieser Götter in denselben hohen Tönen reden. Ist aber diese Auffassung richtig — und sie ist altorientalischem Denken jedenfalls entsprechender als die Annahme eines religiösen Indifferentismus — so hatte Deuterojesaias ein gutes Recht, in Cyrus den Repräsentanten einer höher gearteten Religiosität und jedenfalls einen Mann zu sehen, der der Jahvereligion in ihrer abgeklärten prophetischen Ausgestaltung im Herzen nahe stand, einen Mann, den Jahve lieb haben konnte. Wir aber sehen aus diesen Ausführungen, wie sich infolge der im Exil erworbenen Erkenntnis, daß auch in den heidnischen Religionen edlere und höhere Regungen lebendig waren, der Blick des Israeliten in bedeutsamer Weise weitete, und wie diese Erweiterung des Blickes eine Bereicherung der Jahvereligion nach der universalistischen Seite hin bedeutete. Im Exil hat die Religion Israels die Wandlung zur Weltreligion recht eigentlich erst erfahren. In wie weit sie diesen Chrakter als Weltreligion in der nachexilischen Zeit bewahrt hat, wird ein Schlußartikel zu zeigen haben.

Jena. Professor D. Baensch.

*) Vergl. hierzu wie zu diesen ganzen Ausführungen überhaupt Alfred Jeremias, Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion (Leipzig, Hinrichs, 1904) S. 43 ff.

Kirche und Sozialdemokratie.

Vortrag von Pfarrer Lic. Traub gehalten auf dem Protestantentag in Berlin.

I.

Das vorliegende Thema: Kirche und Sozialdemokratie, kann in doppeltem Sinne verstanden werden. Einmal historisch, so daß man nach der verschiedenen Haltung fragt, welche die Kirche zur Sozialdemokratie oder in erweitertem Maße zu den kommunistischen Bestrebungen der Jahrhunderte eingenommen hat. Dann aber praktisch, so daß man nach den Gegenwartsforderungen fragt, welche sich für die Kirche aus dem gewaltigen Anwachsen des Sozialismus ergeben. Wir behandeln das Thema im letzteren Sinne. Unsere Aufgabe ist eine doppelte. Es handelt sich einerseits um das Verhältnis der evangelischen Kirche gegenüber der sozialdemokratischen Partei und andererseits gegenüber der großen sozialen Bewegung überhaupt. Richtlinien und Aufgaben ergeben sich jeweils aus diesen beiden Gegenüberstellungen. Also fragen wir zuerst: Wie hat sich die evangelische Kirche gegenüber der Sozialdemokratie zu verhalten? Um der eigenen Zukunft unseres protestantischen Glaubens willen hat die Kirche die Sozialdemokratie als wirtschaftliche Partei nicht zu bekämpfen. Das sagen wir nicht aus Klugheit. Nicht das Gleichnis vom ungerechten Haushalter schwebt uns vor, der rechtzeitig mit den Schuldnern seines Herrn Frieden machte, damit er nachher nicht obdachlos nach Brot gehen müßte. Aus Glauben vielmehr sagen wir, daß sich die evangelische Kirche nicht in den Kampf mit einer kommunistischen Partei einlassen darf. Es wäre doch traurig, wenn die Güter unseres Glaubens so gering wären, daß sie in ihrem Wert von der Aufrechterhaltung einer bestimmten Wirtschaftsordnung abhingen. Wahrhaftig! unser Glaube ist größer, als jede Volkswirtschaft. Wir ersticken die Kraft unseres Glaubens, wollten wir sie mit bestimmten Eigentumsforderungen verketten; deshalb hat die evangelische Kirche um ihrer eigenen Zukunft willen kein Interesse daran, sich in einen wirtschaftlichen Kampf einzulassen. Auch nicht um ihrer eigenen Vergangenheit willen! Denn wir wollen uns doch nicht verhehlen, daß es nicht die schlechtesten Stimmen in der ganzen Kirchen- und Dogmengeschichte sind, welche sich in irgend welcher Weise mit kommunistischen Ideen beschäftigt haben, von jenem alten Idealbilde in der Apostelgeschichte an, das immerhin innerhalb der ersten christlichen Gemeinde zu ertragen möglich gewesen ist, bis hin zu den Täuferbewegungen des Mittelalters und hinein in die neueste Zeit. Ich glaube, die Kirche braucht sich all dieser Bewegungen nicht zu schämen. Eben deshalb soll sie die Konsequenzen daraus ziehen, und ich ziehe die Konsequenz, daß die Kirche gegenüber der Sozialdemokratie als wirtschaftlicher Partei kein Recht zum Kampfe hat.

2) Die Kirche hat die Sozialdemokratie als politische Partei ebensowenig zu bekämpfen. Warum nicht? Die Kirche steht über allen politischen Parteien. Politische Parteien müssen sein und das Verständnis in der Kirche für die Gegenwart beginnt dort, wo sie das Recht politischer Parteigruppierung anerkennt. Allein die Aufgabe der Kirche ist nun nicht die, in die Arena der politischen Kämpfe selbst direkt herunterzusteigen und hier durch eigene Parteibildung eine andere politische Parteigruppe zu überwinden, sondern auch hier steht wiederum die Aufgabe der Kirche höher. Sie

hat die große Aufgabe, nach Mitteln und Wegen zu sinnen, um die Werkzeuge des politischen Kampfes zu versittlichen. Dies steht heute nicht zur Diskussion. Zunächst nur so viel: Es handelt sich für die Kirche um eine Ethisierung des politischen Kampfes, aber nicht um Aufhebung desselben und vor allem nicht darum, daß sie als kirchliche Partei den politischen Parteien sich gleichstellt. Wollte sie das jemals tun, dann wäre, glaube ich, im Augenblick wiederum richtiger zu sagen, wir haben zum mindesten unsere Kampfesweise nicht gegen die Sozialdemokratie allein zu richten, denn die Kirche hätte viel größeren oder jedenfalls denselben Anlaß, ihre Waffen zu richten gegen rechts, und es wird sich sehr fragen, ob wir nicht gerade in unserer protestantischen Glaubenswelt und um unseres protestantischen Gewissens willen den Kampf nach rechts in politischer Weise kräftig zu unterstützen hätten (Bravo!).

Endlich noch ein dritter Grund, warum wir als Kirche die Sozialdemokratie auch nicht als politische Partei zu bekämpfen haben. Die Kirche schlägt nach meiner Ansicht eine durchaus falsche Taktik ein, wenn sie mit kirchlicher Parteibildung einen politischen Gegner schlagen will. Denn sie kann das nicht mehr, was sie im Mittelalter gekonnt hat. Im Mittelalter hatte die Kirche ihre eigene Nationalökonomie und das war damals eine große Tat. Wir müssen anerkennen, daß die große Leistung der mittelalterlichen Kirche das gesamte Handels- und Verkehrsleben von ihrem Standpunkt aus nicht nur zu beurteilen, sondern zu dirigieren, heute von uns nicht mehr erreicht werden kann, und daß das zunächst wirklich wie ein Defizit aussieht. Dort am mittelalterlichen Ideal knüpft heute die Sozialdemokratie an. Denn sie ist es wiederum, die von einem einzigen Gesichtspunkte aus in bewußter Arbeit das ganze, große Gebiet des Handels- und Verkehrslebens, die ganze wirtschaftliche Gruppierung der Völker bewußt dirigiert. Wir können heutzutage in der Kirche keine eigene Nationalökonomie haben. Warum ist denn eigentlich jene mittelalterliche, scholastische Nationalökonomie zu Grunde gegangen? Nicht bloß, glaube ich, weil sich der Weltmarkt ausgedehnt, nicht nur deshalb, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse selbst andere geworden waren, sondern nach meiner Anschauung hatte das auch seinen inneren Grund. Denn die damalige Bindung des ganzen Handels- und Geschäftslebens durch die Kirche war doch im letzten Grunde von hierarchischer Absicht getragen. Sie war Mittel zum Zweck. Es war nicht der fröhliche Gedanke, eine selbstständige Macht innerhalb des Wirtschaftslebens darzustellen und das ganze Wirtschaftsleben nach großen Gesichtspunkten durchzuarbeiten, sondern derjenige, der Zins nahm, der wurde kirchlich nicht mehr beerdigt, durfte nicht mehr zum Abendmahl. Es galt die Herrschaftsidee über die einzelnen Menschenseelen und über die Völker; um ihretwillen sind auch die gesunden Gedanken der damaligen mittelalterlichen Nationalökonomie wieder verloren gegangen. Deshalb sind wir froh, daß wir heutzutage in der protestantischen Kirche der Versuchung überhoben sind, wiederum von uns aus irgendwie eine kirchliche Nationalökonomie zu schaffen. Die moderne christlich-soziale Bewegung versucht ja etwas ähnliches, und ich, als einer, der auch ausgegangen ist von christlich-sozialen Gedanken und der diesen ganzen Entwicklungsgang persönlich durchgemacht hat, darf mir vielleicht erlauben, jetzt in diesem Augenblick über die moderne christlich-soziale Bewegung ein offenes Wort zu sagen. So wie heute die christlich-soziale Bewegung verläuft, ist sie nach meiner Anschauung nichts anderes mehr, als ein Werkzeug bestimmter hochkirchlicher Tendenzen (sehr richtig!). Wir haben uns von wirklich arbeiterfreundlichen Gesichtspunkten aus und von wirklich großen sozialen Gedanken aus sehr zu hüten, die Arbeit der geistigen Bewegung hineinzuspannen in die christlich-soziale Partei, so wie sie heute geworden ist. Speziell sage ich das gegen die Versuche der christlichen Gewerkschaften. Die christlichen Gewerkschaften sind nach meiner Auffassung (ich unterscheide bei dieser Beurteilung die Anfänge der Gründung und die jetzige allmähliche Ausgestaltung und Fortbildung) nicht anders gedacht, als wie ein Keil in der Arbeiterbewegung selbst, ein Keil, der hineingetrieben worden ist und der hineingetrieben wird teilweise — ich will den Prozentsatz nicht feststellen — aber nach meiner Anschauung zum größten Teile von ultamontanen Rücksichten aus. Und diese ganze christliche Gewerkschaftsbewegung muß und wird im Lande nur den Ultramontanismus stärken! Allein mag auch diese Beurteilung unrichtig sein, so komme ich von einem anderen Gesichtspunkte aus zu demselben Resultat. Überall dort verlassen wir den Boden protestantischen Denkens, wo wir die Berufsarbeit als solche in direkt kirchliches Gewand kleiden zu müssen meinen. Mit anderen Worten, wenn wir einem Menschen nicht mehr zutrauen, daß er in einer Gewerkschaft, in einem Verein ohne direkte kirchliche Gestaltung wirklich ein guter, religiöser Mensch sein kann, so ist das wiederum ein derartiges Mißtrauen, daß wir uns eigentlich in echt protestantischem Lager desselben schämen sollten. Es bedeutet eine widersittliche Entleerung der Arbeit, wenn man in die Berufsorganisationen selbst die konfessionelle und kirchliche Spaltung hineinträgt. Von allen diesen Gesichtspunkten aus sage ich deshalb: die Kirche hat die Sozialdemokratie auch als politische Partei nicht zu bekämpfen!

3) Die Kirche bekämpft den Bestand der Weltanschauung in der Sozialdemokratie, der ihren religiösen Grundsätzen widerspricht. Die sozialdemokratische Partei hat in ihrem Hintergrunde eine ganz bestimmte Weltanschauung. Ich möchte da drei einzelne Punkte herausheben. Der erste: die Sozialdemokratie, so wie sie im großen und ganzen agitatorisch vorgeht, gefährdet die Vaterlandsliebe und vernachlässigt den Staatsbegriff. Ich lasse mich nun auch hier nicht darauf ein, Fragen zu stellen wie die, ob internationales Kapital die Vaterlandsliebe nicht ähnlich untergräbt wie die ganze Sozialdemokratie und ob nicht ein Staatsbegriff für eine Partei, welche von diesem selben Staat durch viele Jahre hierdurch verfolgt worden ist, immerhin, psychologisch betrachtet, eine schwer erringbare Sache ist. Ich sehe davon ab und konstatiere nur, daß tatsächlich durch die Sozialdemokratie der Staatsgedanke, die sittliche Auffassung des Staates, nicht jene schlimme Hurrabegeisterung, aber die wirkliche Macht des patriotischen Gedankens gefährdet wird. Und hier ist ein Punkt, wo wir von der Kirche aus einzusetzen haben. Diese Dinge haben wir zu bekämpfen. Nicht um des Staates willen, nicht um des Vaterlandes willen, sondern deshalb, weil wir wissen, daß unser Christentum, soweit es sich im großen und ganzen anlehnt an Luther, Kant und Fichte, aufgewachsen ist im Rahmen des modernen Staates, und daß wir gerade von unserer religiösen Position aus dem Staat unendlich viel mehr geben können, als er uns.

Innerhalb der Sozialdemokratie herrscht eine antireligiöse Stimmung und Strömung.

Diese antireligiöse Stimmung und Strömung ist sogar vollständig systematisch festgelegt im System des Marxismus. Das System des Marxismus — und ich möchte nur ganz kurz diesen Gedanken hier ausführen — behauptet doch folgendes: So lange im menschlichen Leben Widersprüche vorhanden sind, empfindet der Mensch das Bedürfnis, dieser Widersprüche Herr zu werden. Der Naturmensch verdichtet diese Masse von Widersprüchen, in die sein Leben verflochten ist, zu einer Summe von Göttern und Geistern, von denen er sich umgeben weiß; allmählich wird mit wachsender nationaler Zentralisation die Zahl dieser Geister vereinfacht und aus dem großen Heer der Götter und Geister erwachsen langsam die fest umrissenen Gestalten einzelner bestimmter Gottheiten. Die monotheistischen Gottesvorstellungen entsprechen der größeren Durchsichtigkeit des wirtschaftlichen Prozesses. Daraus nun folgt der Schluß. Je durchsichtiger, klarer, faßlicher, einheitlicher der wirtschaftliche Prozeß wird, je weniger wir innerhalb desselben Widersprüchen begegnen, desto mehr verschwindet von selbst die Religion und dort, wo die Menschheit bewußterweise widerspruchslos ihr wirtschaftliches Getriebe geregelt hat, dort hat die Religion keinen Platz mehr. Der

Marxismus behauptet also vollständig mit Recht von seinem Standpunkt aus, daß er die Religion nicht abschafft — das ist eine Torheit —, sondern daß die Religion abfällt wie das welke Laub im Herbst vom Baum.

Dieser Gedankengang, meine Herrschaften, der macht einem Menschen, der sich hinein vertieft, viel mehr zu schaffen, als man so oberflächlich denkt, und ich glaube, es wäre vielleicht manchmal fruchtbarer, sich über diese Dinge einmal gründlich auseinanderzusetzen, als sich über die Ubiquitätslehre in ihrem Zusammenhang mit dem christologischen Dogma zu ereifern. (Heiterkeit.)

Neben diesem System des Marxismus, das den wenigsten Sozialdemokraten in seinen einzelnen Beweisgängen bekannt ist, ist jener bekannte Satz zur Gesamtparole geworden: „Religion ist Privatsache!" und ich möchte nur die drei Entwicklungsstadien, die dieser Satz durchgemacht hat, ganz kurz skizzieren. Er ist ausgegangen von der ursprünglichen Arbeiterbewegung, welche damit den bewußten Gedanken verband, daß er zunächst nichts anderes bedeuten soll, als Trennung von Staat und Kirche; er wurde aber dann, mitbestimmt von Feuerbachschen Einflüssen, zu einer ganz bestimmten atheistischen Parole, und ist nun in den letzten Jahren, beziehungsweise im letzten Jahrzehnt, doch wieder vollständig zurückgekehrt zu seinem Ursprung und bedeutet heute innerhalb des Programms kaum etwas anderes, als Loslösung des Staates von der Kirche. Er ist leider auch nicht vertieft worden, vertieft etwa in dem Gedanken, daß Religion wirklich Privatsache, das heißt, die Sache der verantwortlichen Einzelpersönlichkeit sein soll, sondern er ist in dieser Schwebe einer kirchenpolitischen Direktive geblieben, ohne daß er irgendwie von der Schwere der Probleme, die in diesem ganzen Satz liegt, berührt worden wäre. Mit solcher Beurteilung tun wir der Sozialdemokratie keineswegs Unrecht, im Gegenteil! wenn welche anwesend sind, sie würden sich geradezu beklagen, wenn man nicht anerkennen würde, daß sie in durchaus antireligiöser Stimmung leben. Um deswillen haben wir von der Kirche aus sie zu bekämpfen. Von der Kirche aus — religiös und nicht kirchlich! Aber wenn wir sie religiös bekämpfen wollen, dann auch mit Mut! Und das ist dasjenige, was, glaube ich, außerordentlich viel fehlt, — der Mut in diesem bestimmten, in diesem einzelnen Punkt, der eine ganze, große Weltanschauung umfaßt. Hier gilt es energisch seinen Mann zu stellen. Ein Sozialdemokrat hat keine Achtung vor uns, wenn wir ihm nicht genau so mutig entgegentreten, wie er es manchmal uns gegenüber tut oder — nicht tut.

Endlich ein dritter Punkt. Die ganzen philosophischen Voraussetzungen der sogenannten materialistischen Weltanschauung fordern die Kirche auch heraus zu einer bestimmten Auseinandersetzung.

Damit habe ich ja nun ein Problem berührt, das ich gar nicht so kurz abmachen kann, wie ich wollte, und kann deshalb nur an der Oberfläche mich halten. Ich bitte sehr, in der Debatte darauf einzugehen. Ich möchte den Ausdruck „materialistisch" sofort umsetzen in „ökonomisch". Die sozialdemokratische Masse lebt wohl von jenen alten materialistischen Einflüssen der Zeit der vierziger Jahre. Besonders in agitatorischen Versammlungen und als Massenstimmung ist diese Stimmung noch nötig. Aber was die sozialdemokratische Theorie als wissenschaftliches Handwerkszeug benutzt hat, das ist damit nicht gesagt. Selbst wenn es das wäre, dann hätte das Bürgertum zuletzt das Recht, etwas dagegen zu sagen; denn das Bürgertum hat diese materialistische Stimmung dazumal genau so mitgemacht, ja geradezu gezüchtet! Was die Sozialdemokratie unter materialistischer Geschichtsauffassung versteht, das ist die ökonomische Methode, d. h. sie will alles, was im geistigen und wirtschaftlichen Leben der Völker geschieht, zurückführen in letzter Linie auf ökonomische Gründe. Und nun möchte ich noch etwas hinzufügen. Man tut diesen Theoretikern der Sozialdemokratie unrecht, wenn man von ihnen verlangt, daß sie von dieser ökonomischen Grundlage aus das Wesen der Philosophie, der Religion, auch nur das Wesen der Wirtschaft selbst erklären wollten oder sollten. Das wollen sie gar nicht, sondern sie wollen nur die Veränderungen erklären; sie wollen nur den wechselnden Fluß verstehen. Sie lösen alles auf, wie auch die moderne Philosophie alles auflöst in Funktion, in Bewegung, in Veränderung, in das ewige Werden, und suchen dies zu erfassen. Aber was dahinter steht, das will sie ihrerseits nicht berühren. Ich führe das nur an, um zu zeigen, es ist wahrhaftig nicht so federleicht, sich mit der ökonomischen Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie auseinanderzusetzen. Allein ich gebe zu, daß diese Gedankengänge mehr in der Tiefe der Theorie liegen. Was an die Oberfläche kommt, das sind jene Dinge, gegen die wir uns gerade in der protestantischen Kirche zu wehren haben; das ist der Gedanke, daß es keine geistigen, übersinnlichen, unbedingten Werte gibt, daß die Werte eigentlich schließlich immer gemessen werden müssen an den Werten des wirtschaftlichen Getriebes, daß alles daraufhin geprüft werden muß, wieviel dabei herauskommt für die Erhöhung der eigenen Lebenslage und Lebensstellung. Es ist kurz gesagt jener Gedanke, daß der Mensch allein vom Brot lebt, daß sein Innerstes ausgefüllt werden könne von all den Tatsachen des praktischen Lebens und das Herz nichts weiter begehrt, als unser Blick hineinreicht in den Horizont. Was drüber liegt, das existiert nicht, das hat keinen Wert, hat keinen Sinn und keine Bedeutung. Das ist es, wogegen wir uns wenden müssen mit aller Energie. Denn wir wissen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern von unbedingten Werten, von letzten Lebenstiefen, daß er noch etwas anderes, höheres kennt, noch etwas größeres weiß, als nur, was ihm Auge und Ohr zutragen; alle die Gedanken, die in dieser Richtung liegen, die hat die Kirche mit Recht zu vertreten gegenüber der Sozialdemokratie. Die Kirche bekämpft den Bestand der Weltanschauung in der Sozialdemokratie, der ihren religiösen Grundsätzen widerspricht. So fasse ich diesen ersten Teil zusammen. Nicht gegen die Sozialdemokratie als wirtschaftliche oder politische Partei hat die Kirche zu kämpfen, sondern sie hat zu kämpfen gegen den Geist der Religionsfeindschaft, des Materialismus und der rücksichtslosen Staatslosigkeit, soweit solcher auch in der Sozialdemokratie, und vielleicht hier besonders, uns entgegentritt. Ich als Politiker würde dann noch hinzufügen, daß wir auch gegenüber der Taktik der Sozialdemokratie unendlich viel einzuwenden haben, als Volkswirtschaftler hinzufügen, daß ich manches Fragezeichen mache zu dem, was die Sozialdemokratie in ihrem kollektivistischen Ideal vertritt. Aber das geht die Kirche als solche nichts an.

Ich danke aber der Sozialdemokratie. Ich danke ihr dafür, daß sie gerade die Kirche vor ein außerordentliches Examen rigorosum gestellt hat. In dieser Absicht stelle ich nun die zweite Frage:

> Welche bestimmten Aufgaben erwachsen den kirchlichen Organen aus der sozialen Frage,

welche vor allen Dingen die Sozialdemokratie aufgerollt hat? Denn das möchte ich nur nebenbei bekennen: Es ist doch eine bloße Redensart, daß wir heute wirklich soziales Schaffen und Wirken hätten, wenn nicht die Sozialdemokratie hinter dem Staat stehen würde. (Sehr richtig!)

Pfarrer Lic. Traub.

Ernst Haeckels „Lebenswunder".

1.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob es nötig sei, mit diesem neuen Werke Haeckels in einer Zeitschrift, die religiösen Zwecken dienen will, sich auseinanderzusetzen. Jedermann wisse doch nachgerade, was man von dem Verfasser zu erwarten habe. Seine 1899 erschienenen „Welträtsel"

seien in der gesamten religiösen und politischen Presse weit über das Maß ihrer wissenschaftlichen Bedeutsamkeit hinaus nach allen Seiten hin beleuchtet, kritisiert und von den verschiedensten Standpunkten aus in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen worden. Seine eigenen Fachgenossen nähmen längst eine sehr vielsagende, reservierte oder auch geradezu ablehnende Haltung ihm gegenüber ein. Also wozu noch einmal Ernst Haeckel? Ja, wenn die „Lebenswunder" noch etwas Neues böten! Aber wer wird das von Ernst Haeckel, den die „Christliche Welt" auf Grund seiner Römischen Thesen jüngst als Papst von Jena kennzeichnete, erwarten? Er hat sich in seinen „Lebenswundern" nicht zu einem andern Glauben bekannt als in seinen „Welträtseln". Zwar John Romanes, der berühmte englische Zoologe und Schüler Darwins, der früher auch den „monistischen" Glauben bekannte, ist wirklich vor seinem Tode zu ganz entgegengesetzter Überzeugung gekommen. Das erkennt auch Haeckel als Tatsache an, wenn auch nicht ohne eine boshafte Randbemerkung gegen die „fanatischen Verteidiger des kirchlichen Aberglaubens", denen „bewußte Lüge und absichtlicher Betrug zu Ehren Gottes als heilig gelten" (S. 24). Allein Romanes, so meint Haeckel, „war in den letzten Jahren sehr leidend und durch den Tod geliebter Verwandter in tiefste Trauer versetzt. In diesem Zustande tiefer Depression und Melancholie unterlag er mystischen Einflüssen, die ihm durch den Glauben an transcendente Wunder Trost und Beruhigung versprachen" (S. 25). So etwas kann Ernst Haeckel nicht begegnen. Die eben angeführten Worte aus seiner neuesten Schrift zeigen schon genugsam, daß er auch hier ganz der Alte geblieben ist. Der nun Siebzigjährige schwingt noch mit der gleichen Zuversicht dieselbe Fahne, die der Sechsundsechzigjährige so selbstbewußt entfaltete. Etwas wesentlich Neues hat er uns also nicht zu bieten. Als Ergänzungswerk zu seinen „Welträtseln" bezeichnet er selbst seine binnen vier Monaten in einem Zuge niedergeschriebenen „Lebenswunder". Wenn wir nun die „Welträtsel" nicht gerade als „der Weisheit letzten Schluß" zu feiern in der Lage sind und uns dabei in der besten Gesellschaft wissen, warum gehen wir nicht stillschweigend an diesem neuen Aufputz des alten Kleides vorüber?

Weil trotz allem Haeckel eine Geistesrichtung im Leben der Gegenwart vertritt, gegen die wir zu kämpfen haben. Dies beweist schon allein sein außerordentlicher literarischer Erfolg. Seine „Welträtsel" sind außer in einer ganzen Reihe von Übersetzungen in fremde Sprachen in der deutschen Volksausgabe allein nunmehr in 150 000 Exemplaren auf den Büchermarkt geworfen. Zu seinem siebzigsten Geburtstag, den er am 16. Februar 1904 in Rapolla feierte, wurde er durch eine unübersehbare Fülle von teilnehmenden Kundgebungen, Briefen und Telegrammen, Blumenspenden und anderen Gaben erfreut. Aus Anlaß der „Welträtsel" empfing er mehr als fünftausend Briefe. Und schon drängt er zur Bildung eines „Monisten-Bundes" auf der Grundlage seiner „Naturphilosophie". Ohnehin ist es immer, und zumal für uns, größte Torheit, Gegner zu unterschätzen, sei es auch nur in ihrem Einfluß auf eine geistig minder widerstandskräftige, aber der Kirche mißtrauende Menge.

Einigermaßen hat übrigens doch Haeckel das Bedürfnis empfunden, sich in etwas mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen, wiewohl die Leser seiner 557 Seiten umfassenden „Lebenswunder" nur sehr unvollkommen ahnen können, was ihm in Wirklichkeit entgegengehalten worden ist. Demgemäß sind manche Partien seiner „Lebenswunder" ruhiger und vorsichtiger geschrieben als die oft kecken und leichtfertigen „Welträtsel".

Auch das ist günstig für das neue Buch, daß sein Verfasser sich nicht wieder auf kosmologische Spekulationen über Äther, Masse, Atome, Physik und Chemie einläßt, sondern sich auf den ihm vertrauten Boden der Biologie, der „Lebenswunder" stellt.

Bedauerlich ist es freilich, daß er alle Entgegnungen, die ihm auf sein Welträtsel-Buch gemacht werden mußten, mit wenigen Ausnahmen nur als Angriffe auf seine Person aufgefaßt hat, ohne eine Empfindung dafür zu haben, wie schwere Herausforderungen in seinem Buche lagen. Er meint, er habe „alle die unerfreulichen Mittel kennen gelernt, mit denen fanatische Glaubenshelden einen verhaßten Freidenker mundtot zu machen suchen: Entstellungen und Trugschlüsse, Verdrehungen und Sophismen, Verketzerungen und Verleumdungen. Die „kritischen" Philosophen der modernen „Kant-Schule" wetteifern darin mit den orthodoxen Theologen des „Neuesten Kurses". Was ich in dieser Beziehung über den Theologen Loofs in Halle, den Philologen (er ist Naturforscher!) Dennert in Godesberg und den Metaphysiker Paulsen in Berlin im „Nachworte" zu den „Welträtseln" gesagt habe, gilt noch für zahlreiche andere Gegner desselben Schlages". (S. VII vergl. S. 430.)

Wäre es nicht eines Vertreters der Wissenschaft würdiger gewesen, wenn er, statt solche an päpstliche Bullen erinnernde Verdammungsurteile zu fällen, auf die sachlichen Gründe und vielfach sehr berechtigten Vorhaltungen seiner Gegner ein wenig eingegangen wäre? Aber er selbst ist von seinem „monistischen Glauben" so ganz und gar erfüllt, daß ihm jede davon abweichende Meinung entweder als Bosheit oder als geistesschwache Rückständigkeit erscheint. Ob er darüber nicht selbst ein wenig rückständig geworden ist? Die Lehre Darwins, die Aufwärtsentwicklung des Lebens sei wesentlich durch den Kampf ums Dasein, also auf rein mechanische Weise, bewirkt worden, wankt jetzt auf der ganzen Linie der Naturforschung. Haeckel tut so, als könnten nur „unzurechnungsfähige Sophisten" an dieser Lehre rütteln. Ein wissenschaftlicher Beweis ist das freilich kaum.

2.

Indessen, wir wollen zunächst auf diejenigen Partieen des neuen Werkes ein wenig näher eingehen, in denen der Verfasser sich bemüht, die ihm gemachten Vorwürfe in der Weise zurückzuweisen, daß er seine eigenen Anschauungen genauer zu begründen sucht. Fremden Gedankengängen ruhig nachzugehen und sie auf ihren Wahrheitsgehalt hin sorgfältig zu prüfen, das ist, wie es scheint, eine Fähigkeit, die ihm fast völlig versagt ist.

Es hat ihn offenbar verdrossen, daß philosophischerseits ihm nachgesagt wurde, er habe, seinen „Welträtseln" nach zu urteilen, „keine Ahnung von Erkenntnistheorie". Jeder, der heute auf Bildung, zumal philosophische Bildung Anspruch macht — und das tut Haeckel — muß doch in der Erkenntnistheorie Bescheid wissen. Wir leben ja in der Zeit des Neu-Kantianismus. Und die Frage, welche der alte Königsberger Philosoph allen anderen philosophischen Fragen voranstellte, mit der wir also auch heute zuerst uns auseinandersetzen müssen, war die erkenntnistheoretische, d. h. die Frage nach den Grenzen und Bedingungen unserer menschlichen Erkenntnis. Wenn jeder ein bestimmtes Weltbild, welches er im Lauf der Zeit gewonnen hat, in seinem Geiste trägt, so fragt Kant, woher stammt dieses Weltbild und wie weit kann es auf Geltung Anspruch machen. Zunächst ist es doch nur in uns selbst da, ein Stück unseres geistigen Bewußtseins. Ist es aber auch wirklich zutreffend auf die Dinge außer uns, die „Dinge — an — sich", wie Kant sie nennt, die wirkliche, objektive Welt? Der naive Mensch nimmt an, so wie er sie sieht, so ist die Welt auch. Wie wir den grünen oder blühenden Baum sehen, so ist er. Aber nun lehrt uns die Optik, es seien die Schwingungen des unendlich feinen Äthers, welche unsere Sehnerven treffen und ebenfalls in Bewegung setzen, die uns dann als Licht, Glanz, Farbe, weiß, grün, rot erscheinen. Es leuchtet ein, daß hierbei unsere eigene geistige Tätigkeit und Organisation eine wesentliche Rolle spielt, daß hier eine Umsetzung von Bewegungsverhältnissen in Lichteigenschaften durch unsere eigene geistige Tätigkeit vollzogen wird. Unser Weltbild stammt also wenigstens zum Teil aus unserem eigenen Innern, ist subjektiv mitbedingt. Ja, Kant, der auch Zeit und Raum als Anschauungsformen betrachten wollte, die einzig in uns

selbst ihren Ursprung hätten, ließ das Weltbild in so hohem Maße subjektiv bedingt sein, daß es fraglich werden mußte, ob denn von der Welt selbst außer uns noch etwas und wie viel etwa übrig bleibe. Jedenfalls hat Kants Philosophie auch gegenwärtig wieder soviel Kraft und Geltung, daß es allgemein als naiv beurteilt wird, wenn jemand ohne weiteres unser Weltbild, welches wir in unserem Geiste tragen, mit der wirklichen Welt außer uns gleichsetzt. Und diese Naivität wird komisch wirken, wenn sie mit dem Anspruch auf philosophische Weltauffassung und Weisheit sich verknüpft. In diesem Falle schien Haeckel zu sein, was eine unangenehme Lage war. In seinem neuen Buche sucht er daher solcher peinlichen Lage zu entrinnen, indem er selbst eine neue und zwar „biologische Erkenntnistheorie" aufstellt.

Eine „biologische Erkenntnistheorie!" Wer wäre nicht gespannt auf ihren Inhalt? Man höre also! In der Großhirnrinde, so belehren uns die „Lebenswunder", unterscheiden sich zweierlei Zonen oder Bezirke oder Zellengruppen wesentlich von einander, obwohl wir vermöge unserer groben Untersuchungsmethoden bisher unvermögend waren, diese Unterschiede darzutun und obwohl wir die beiden Bezirke noch nicht scharf von einander sondern können und die verschiedenen Forscher wie Flechsig, Edinger, Weigert, Hitzig darüber verschiedener Meinung sind. Haeckel nennt den einen dieser Bezirke sensorium oder inneren Sinnesherd, den anderen phronema oder Denkherd. Das sensorium denkt er sich aus zentralen Sinneswerkzeugen, den „Ästheten" und diese wieder aus Elementar-Organen, den „Ästhetal-Zellen" zusammengebaut. Etwas Näheres über den Gesamtaufbau des sensorium bekommt man freilich nicht zu wissen und eine Erklärung darüber, wodurch dieses sensorium in den Stand gesetzt ist, seine ihm zugeschriebene Arbeit zu verrichten, wird nicht gegeben, nicht einmal versucht. Das sensorium soll nämlich („Lebenswunder" S. 15) „die Verarbeitung der äußeren Sinneseindrücke und damit die Vorarbeit für das eigentliche Denken und Urteilen besorgen". Worin das Resultat dieser Arbeit besteht, das erfährt man nicht näher, vielleicht soll es die Umsetzung der Schwingungen und Nervenbewegungen in Vorstellungen, Bilder sein (S. 13 f.). Sodann setzt das phronema ein, welches ebenso wie das sensorium ein Bau aus Gehirnzellen und ebenso wie jenes zusammengesetzt sein soll aus verschiedenen Denkorganen oder „Phroneten", deren „histologische Agenten" die „Phronetalzellen" sind. Dieses phronema ist nun nach Haeckel „in demselben Sinne das Organ des Denkens, wie das Auge das Organ des Sehens ist oder das Herz das zentrale Organ des Blutumlaufes. Mit der Vernichtung des Organs erlischt auch seine Tätigkeit" (S. 17). Haeckel weiß sogar, die empirischen Vertreter der Naturwissenschaft, die Förderer physikalischer Studien, haben eine überwiegende Entwicklung des sensorium, eine größere Neigung und Befähigung zur Beobachtung einzelner Erscheinungen. Die spekulativen Vertreter der sogenannten Geisteswissenschaft und Philosophie hingegen, die Liebhaber metaphysischer Studien, zeigen eine stärkere Ausbildung des phronema, eine überwiegende Neigung und Befähigung zur zusammenfassenden Erkenntnis des Allgemeinen in den Erscheinungen. Nur bei den genialen „Naturphilosophen" ersten Ranges, bei Copernikus, Newton, Lamarck, Darwin, Johannes Müller — (fehlt hier nicht aus Versehen Ernst Haeckel?) — sind beide Gebiete gleichmäßig hoch entwickelt und befähigen sie zu den höchsten Leistungen der Erkenntnis" (S. 16).

Dies ist — von einigem Beiwerk kann man absehen — der Kern der „biologischen Erkenntnistheorie" Ernst Haeckels. Und er hat von seinem Standpunkte aus wohl recht, wenn er sagt: „Das menschliche Gehirn erscheint uns somit heute als das größte Lebenswunder, welches das Plasma, die „lebendige Substanz", im Laufe vieler Jahrmillionen zu stande gebracht hat" (S. 19).

Wird man nun Haeckel zugestehen müssen, daß er doch und sogar sehr viel „Ahnung" von Erkenntnistheorie hat? Das Eine hat er freilich kräftig betont, daß nämlich unser menschliches Denken an unsere Gehirnorganisation auf das engste gebunden und von ihr wesentlich bedingt ist. Damit ist aber auch die Weisheit der „biologischen Erkenntnistheorie" erschöpft. Und das ist doch mehr als dürftig. Alles, was wir eigentlich auf diesem Gebiet zu fragen haben, bleibt in den „Lebenswundern" im Dunkel oder in Verworrenheit. Es ist unfaßbar, wie denn der von Haeckel beschriebene „Denkapparat" eigentlich funktionieren soll. Man stelle sich die Gehirnzellen in noch so reger Bewegung vor und lasse durch die Nervenfibrillen elektrische Strömungen hin und wieder, kreuz und quer gehen so viel man will, man stelle sich mit Haeckel (S. 18) das Gehirn als eine noch so komplizierte Zellenmaschinerie mit vollkommensten Telegraphensystem vor: man kann doch nicht verstehen, wie auf diese Weise auch nur ein einziger Gedanke, ein einziges Anschauungsbild, eine einzige Empfindung sollte entstehen können. Zwischen bewegter Materie und Empfinden und Denken liegt ein Abgrund, den Haeckel nicht einmal sieht, geschweige denn zu überbrücken vermocht hätte. Ebensowenig wie sie das Denken zu erklären vermag, ebensowenig gibt diese „biologische Erkenntnistheorie" irgend eine Auskunft über die Frage, wie weit unser Weltbild denn einer wirklichen Welt entspreche, inwieweit unsere Gehirnorgauisation die Treue unseres Weltbildes garantiere. Könnte es nicht vielleicht nicht nur unvollkommen, sondern auch ganz unrichtig die wirkliche Welt wiederspiegeln?

Ich glaube nach allem kaum, daß viele anstatt mit Kant in unserem Denken und Erkennen der Eigenart und Selbstständigkeit unseres geistigen Wesens nachzuspüren es vorziehen werden, aus mikroskopischen Beobachtungen des sensorium und phronema in unserem körperlichen Gehirn mit Haeckel das Rätsel unseres denkenden Bewußtseins lösen zu wollen. Zuzugeben ist ohne weiteres, daß wir es hier mit Fragen zu tun haben, die zu den schwierigsten und dunkelsten gehören. Es muß aber festgestellt werden, daß es Haeckel auch jetzt durchaus nicht gelungen ist, nachzuweisen oder wahrscheinlich zu machen, daß Gehirnfunktionen und Denken, Zellen- und Nervenschwingungen und chemisch-physikalische Prozesse auf der einen Seite und Geistesleben auf der anderen Seite einfach in eins zusammenfallen und schließlich wesenhaft nicht unterschieden seien. Trotz aller engen Gebundenheit an den Leib und speziell an das Gehirn bleibt doch der Geist und die Seele ein Eigenartiges und Wesenhaftes für sich und jeder Versuch, den Geist als Accidens oder zufällige Begleiterscheinung des Körperlichen und Materiellen hinzustellen, wird immer wieder wie dieser letzte von Haeckel kläglich scheitern. Für die religiöse Anschauung und das religiöse Leben aber ist dies das Bedeutsame. Das Unableitbare und schlechthin Wertvolle des inneren geistigen Lebens bürgt dafür, daß die Wurzeln unseres Seins hinabreichen in die Tiefen des Göttlichen und Ewigen, in dessen Kraft und weisheitsvoller Güte wir uns allein geborgen wissen können. Diese unsere Überzeugung, der wir hier nicht näher nachzugehen haben, kann durch den neuen Haeckelschen, völlig unzulänglichen, ja kindlichen Versuch einer materiellen Ableitung des geistigen Lebens nur bestärkt werden.

Jena. Braasch.

Die Gustav Werner-Stiftung im Jahre 1904.

Der Vorstand der Gustav Werner-Stiftung zum Bruderhaus findet „im Rückblick auf seinen 21. Rechenschaftsbericht freudigen Herzens zu bekennen, daß auch im letzten Jahre auf dem von Vater Werner der christlichen Nächstenliebe errichteten Werk Gottes reicher Segen ruhte; daraus die Hoffnung zu schöpfen, „daß der Herr dieses Liebeswerk auch künftighin schützen und fördern werde". „Das gibt Mut und Freudigkeit auch denen, die an diesem Werk arbeiten, das zur Erfüllung der ihm von seinem Begründer gesetzten christlich-sozialen Zwecke und Ziele und gegenüber den stets wachsenden

Anforderungen unserer Zeit, wie sich Vater Werner selbst bei Begründung der „Stiftung“ aussprach, nach Jes. 54, 2, der Raum seiner Hütte immer weiter machen, die Teppiche seiner Wohnung immer mehr ausbreiten und seine Seile lang zu dehnen hat, wenn die Mitarbeiter erfahren dürfen, daß noch viele Mitmenschen Herz und Verständnis für diese Aufgabe haben und an der Erfüllung derselben immer wieder aufs Neue und gern tätigen Anteil nehmen. Reutlingen, im Oktober-November 1904“.

Ich schreibe dies „Schlußwort“ des Vorstandes buchstäblich nieder, weil es am besten den im Bruderhaus herrschenden religiösen Sinn und Geist erkennen läßt. Wie Werner selbst immer mehr Ursache zum Danken fand, als zum Seufzen, so auch die von ihm gestiftete Brudergemeinde; und sie hat dazu auch noch viel mehr Ursache, als er. Dafür sei, auf Grund des diesjährigen Rechenschaftsberichtes, nur beiläufig an eine Tatsache erinnert. Als der vorige König von Württemberg — es war in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts — ein paar Aktien der Wernerschen Anstalten zeichnen wollte, da stellte man ihm vor, daß Se. Majestät unmöglich die Sache eines Mannes unterstützen könne, den die kirchliche Behörde wegen mangelnder Bekenntnisgläubigkeit aus der Kandidatenliste gestrichen habe. (König Karl entschied damals buchstäblich: „dann soll man die Aktien auf den Namen meiner Frau schreiben.“) Heute ist nun eine solche Einsprache des Kirchenregiments augenscheinlich nicht mehr zu befürchten. Das Bruderhaus quittiert über 1350 *M.* (Sportelzahlung), „die ihm, wie schon in früheren Fällen, durch Entschließung Sr. Majestät des Königs erlassen wurde“ (S. 8) und die Herzogin Wera von Württemberg steht mit der Stadt Frankfurt a. M. an der Spitze der Wohltäterinnen (S. 57). Noch bedeutsamer doch sind die „Zuweisungen von 4300 Mark, von 10 000 Mk. und neuerdings 50 000 Mk. der Hasenjägerschen Eheleute in Kiew“, wenn man hört, daß Herr Hasenjäger (er ist unterdessen verstorben) „diese hochherzigen Stiftungen zum dankbaren Andenken an seinen mehrjährigen Aufenthalt als Lehrling im Bruderhaus machte“. Recht eine Bestätigung des Wortes von „der Frucht, die wieder Samen wird“. Der Herzenswunsch Vater Werners, es möchten die Wohlfahrtsanstalten durch ein besonderes Lehrlingsheim ergänzt werden können, wird sich nun in Bälde erfüllen. In seiner Fürsorge für die Lehrlinge hat das Bruderhaus ohnehin in der weiten Welt nicht seinesgleichen. Denn seinen Stifter „leitete schon bei Begründung der Anstalten und der späteren Angliederung industrieller Betriebe, neben seinen religiös-sittlichen Zielen, der sozial-politische Gedanke, daß die Anstaltserziehung der ihm anvertrauten Kinder nicht mit der Entlassung aus der Schule ihren Abschluß finden dürfe, daß vielmehr als eine der wichtigsten Aufgaben in der Fürsorge für die berufliche Ausbildung und sittliche Festigung der jungen Leute nach dem Austritt aus der Schule ebenfalls die anstaltsmäßige Aufsicht, Erziehung und praktische Lehre sowohl in der Landwirtschaft und im Handwerk, als in den industriellen Betrieben zu erfolgen habe“ (S. 19). Im letzten Jahre waren nach diesem System 70 Lehrlinge in den Fabriken und Werkstätten beschäftigt. Das Aktivvermögen ist um 52 626 Mk. gewachsen und beträgt nunmehr weit über eine Million. Der Reservefond betrug am 30. April dieses Jahres 340 000 Mk. Im äußeren Bestand der Anstalten hat sich nicht viel verändert. Die Mehrzahl der ihnen Angehörigen sind, nach wie vor, Württemberger (639). Seltsam, daß von den 164 Nichtwürttembergern die meisten (54) Schweizer sind. Doch ist das auch von Anfang an so gewesen, weil man in der Schweiz die segensreiche Bedeutung der Gustav Wernerschen Anstalten am frühesten erkannt und gewürdigt hat.

D. Dreydorff.

Vom Büchertisch.

Der Charakter Jesu Christi, von Francis G. Peabody, Professor an der Havard-Universität in Cambridge, übersetzt von E. Müllenhoff. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). Gießen. 1905.

Die Religion eines Gebildeten, von demselben Verfasser im gleichen Verlage 1905 erschienen.

An zwei in ihrer Lebensstellung und Lebensauffassung verschiedene, ja entgegengesetzte Klassen der Bevölkerung wendet sich in den beiden oben genannten Schriften Francis Peabody, Professor der Moral an der berühmtesten Hochschule Amerikas.

In dem Schriftchen „Der Charakter Jesu Christi“ will er die im harten Lebenskampfe stehenden „Millionen geschäftiger Männer und Frauen“ von dem Ewigkeitswerte der Person Christi überzeugen. Dieser besteht nicht in einem System, sondern in seinem Charakter. Dieser hat eine ethische und intellektuelle Seite. Immer aber tritt er uns entgegen als eine Persönlichkeit, deren hervorragendster Zug „Kraft“ ist, die auf uns den Eindruck der Meisterschaft macht. Er ist kein Asket, der die Welt verläßt (Mönchtum), kein Träumer, der über die Welt in Entzücken gerät (Renan), sondern ein Führer, den die Autorität in stand setzt, zu erklären, daß ein auf sein Wort gebautes Leben auf einen Felsen gebaut ist. Darum ist die Nachfolge, die er wünscht, nicht sentimental rührselig, gelegentlich; sie ist rationell, ethisch, sie ist eine Form des Gehorsams, eine Richtung des Willens. Die Willensentscheidung ist der Weg zur festen Überzeugung. Seine intellektuelle Meisterschaft ist Weisheit, nicht Gelehrsamkeit. Sie hinterläßt nicht den Eindruck des wissenschaftlich Erworbenen, sondern den der durchdringenden Kraft, der Unterscheidung, der raschen Auffassung. Seine Kraft, seine intellektuelle Macht behauptet sich sieghaft, auch wenn er scheinbar besiegt ist, und gerade diese Kraft gewinnt seiner Sache Menschen. Der Eindruck seiner moralischen und intellektuellen Kraft wird noch vertieft durch die Beobachtung seiner Lebensweise. Auf zweierlei Art enthüllt diese seinen Charakter. Es ist die verschwenderische Freigebigkeit der Sympathie und die Einsamkeit seiner Seele. Kraft liegt in beiden. Die erstere gibt soviel, weil sie so unendlich viel hat und kein Bedürfnis fühlt zum Sparen. (Lieblingssymbol der Säemann mit dem weiten, freien Schwung des Armes und der weithin verstreuten Saat.) Aber auch seine geistige Einsamkeit, die in den passiven Tugenden „Sanftmut, Geduld, Nachsicht Schweigen“ sich ausdrückt, ist nicht Zeichen der Selbsterniedrigung, vielmehr der im Grunde ruhenden Kraft. Weil er stark ist, ist er auch ruhig. Hier verschmilzt seine Ethik mit der Religion; denn seine Natur bewegt sich vom Sprechen zum Schweigen, vom Geben zum Empfangen, von der Gemeinsamkeit zur Einsamkeit, und die Kraft, die im Dienste hingegeben wird, erneut und nährt sich in den geheimen Tiefen von Gottes Leben.

Der praktisch-ethische Jesus wird besonders klar gezeichnet als unserer in sittlich-religiöser Beziehung so willenslahmen Zeit besonders nötig, unserer sonst so willensstarken Zeitströmung besonders entsprechend. Das Büchlein wird vielen Suchenden ein Wegweiser sein aus dem Zwiespalt und der Schwachheit der Natur zur Einheit und Festigkeit des Charakters und wer schon je etwas von Peabody gelesen, wird dankbar, als sein inneres Leben fördernd und zu ernstem Nachdenken auffordernd, auch dieses Schriftchen lesen.

In der größeren Broschüre „Die Religion eines Gebildeten“, in der er sich gleichsam an die eigenen Zunftgenossen wendet, an die Gelehrten, die Hochschullehrer, an alle die, die wegen ihres Wissens den Anspruch auf Bildung machen, die aber im Bewußtsein ihres Wissens und Könnens der Religion zumeist gleichgültig und indifferent gegenüberstehen, wird in den drei Abschnitten: „Religion als Erziehung“, „die Botschaft Christi“, „Wissen und Dienst“, der gleiche Gedanke ausgeführt und durchgeführt. Auch hier wird Wert gelegt auf die Charakterbildung der Einzelpersönlichkeit, wie sie sich gestalten muß und kann an dem Charakter Jesu. Gibt es aber überhaupt eine Religion für die Gebildeten? Was heißt Bildung? Bildung bedeutet mehr als Ansammlung von Wissen, Bildung soll zum Selbstbewußtsein aufziehen, das geistige Leben zur Entwicklung bringen. Entwicklung aber ist die Erziehung des Menschengeschlechtes. Und was ist Religion? Viele Kirchen — ich glaube, er denkt an den amerikanischen Methodismus — behaupten, sie sei eine Verwandlung, keine Erziehung. Plötzliche, überraschende, religiöse Wiedergeburt bildet aber nur eine Ausnahme von der Regel. Das religiöse Leben der Menschen ist nicht abnormer und revolutionärer als das physische und intellektuelle. Es ist ein ruhiger Entwicklungs- und Bildungsprozeß. Religion ist Selbsterziehung. Von dieser Überzeugung müssen wir ausgehen, wollen wir dem Gebildeten die Religion nahe bringen. Bei der Erziehung handelt es sich nicht um den Unterrichtsgegenstand, sondern um die Person des Lernenden. Die Religion will in erster Linie die Menschen erziehen, will aus den kämpfenden Begierden eine bewußte Hingabe erwecken, aus der ein neues Gefühl der Widerstandskraft, Initiative und Tüchtigkeit hervorgeht. Jesus wendet sich an den Willen des Menschen, und die Religion Jesu ist eine Religion der Erziehung. Sie will die Persönlichkeit großziehen, den Willen disziplinieren. Um das zu können, bedarf es des Glaubens, des Vertrauens auf die Fähigkeit der Persönlichkeit, auf die innere Kraft jedes jungen Lebens. So glaubt Jesus an die Menschen, ehe sie an ihn glauben. Was ist nun das fertige Produkt dieser Erziehung? Antwort gibt die „Botschaft Jesu Christi“. Hat Jesus überhaupt eine Botschaft an die Gelehrten? Die Gelehrten seiner Zeit waren für ihn und für das, was er sagte, unzugänglich, denn sie waren infolge ihres Wissens satt. Geistiger Dünkel verschloß ihre Ohren. Darum fordert

Jesus: „Werdet wie die Kinder.“ Selbstgefälligkeit soll sich in Demut, Arroganz in Einfalt verwandeln. Diese Forderung aber entspricht dem Gefühle des wirklichen Gelehrten, der durch seine Aufgabe gedemütigt, durch seine Ideale in Zucht gehalten wird, der nicht sitzt, wo die Spötter sitzen. Erfordert doch die Aufgabe des Gelehrten nicht nur geistige Beweglichkeit, sondern Charakter. Das ist die Botschaft die Jesus dem Gelehrten bringt. Da naht sich die Wahrheit, wenn er sich der Wahrheit naht. Dieser Wahrheit muß er dienen; denn das Wissen, auf welches Gebiet es sich auch erstreckt, hat nur dann einen Zweck, wenn es dient, wenn ein Charakter sich in ihm auslebt, wenn, wie Jesus, ein Charakter sich für die Wahrheit dienend opfert, wenn wir ihn an seinen Früchten erkennen.

So kommt Peasody in beiden Schriften an die Ungebildeten und die Gebildeten zu dem gleichen Schlusse Er will die Menschen zu starken, festen, dienenden Persönlichkeiten erziehen, erziehen durch den Blick auf den praktisch-ethischen Jesus, der seine Wurzel hat in Gott. Es sind sentenzenartige Auszüge, die wir geben konnten, aus denen aber wohl zu erkennen ist, daß der amerikanische Moral-Professor dem im praktischen Leben der Neuzeit aufgehenden Erdengeschlecht dankenswerte Anregung schenkt, daß er dem sittlichen Willen religiös zu Hülfe kommen will, daß er — und das hat mich in beiden Schriften besonders gefreut — dem theologischen Gezänke gegenüber den Charakter Jesu scharf hervorhebt und an ihm unsern religiös-sittlichen Charakter zu festigen bestrebt ist. Möchten recht viele oben und unten die Büchlein liebgewinnen, möchten vor allem die oft so herabsehenden Pharisäerkreise unserer heutigen Gelehrten aus Sittlichkeit die Religion und aus Religion Sittlichkeit erfahren und fühlen. Manches Vorurteil wird schwinden und manche schöne Frucht reifen. Eisen.

Vom künftigen Gott und seinem Kult. Ein erstes Wort. Leipzig, O. Wigand 1904. 83. S.

Ein Agnostiker, dem über der Orthodoxie das Christentum verloren gegangen ist, verkündigt eine „neue Lehre“ mit dem offenbaren Versuche, Nietzsches Stil nachzuahmen und Nietzsches Gedanken zu bekämpfen. Aber die „neue Lehre“ ist nichts weiter, als was vor ca. 100 Jahren mancher Schüler Kants gepredigt hat: Das Gute ist das Höchste. — Aber diese Moralpredigt ist so oberflächlich und lendenlahm wie nur möglich. Das Beste darin sind die christlichen Wahrheiten, die der Verfasser vielleicht erfunden zu haben sich einbildet. Nur ein Glück, daß der Apostel der „neuen Lehre“ nicht schon einen ganzen Jahreskanon von Tugenden, wie sie in der Bergpredigt stehen, und den beizubringen er sich anheischig macht, beigebracht hat. Hoffentlich bleiben wir auch künftig davor bewahrt und „ein erstes Wort“ war „ein letztes Wort.“

Berlin. Gebhardt.

D. Dr. P. Kirmß, Predigten in der Neuen Kirche zu Berlin, I. Band. Zweite Auflage. Berlin, Georg Reimer, 1904. — 5 ℳ, geb. 5,80 ℳ.

Kirmß' Predigten bedürfen keiner Empfehlung mehr. Ein Beweis für ihre Vortrefflichkeit ist es auch, daß bald nach dem Erscheinen des zweiten Bandes eine zweite Auflage des ersten Bandes nötig geworden ist. Sie liegt uns in unveränderter Form vor und enthält in sechs Abschnitten Predigten „Aus der Festzeit“, über „Die zehn Gebote“, „Die Seligpreisungen“, „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn“, „Aus dem Leben Jesu“, über „Protestantische Helden“. Die klare Durchsichtigkeit der Gedankenfolge, die edle, oft hoch poetische Sprache, die tief-religiöse Wärme, die vielseitige und gründliche Bildung, die Kirmß auszeichnen, machen die Lektüre zu einem wirklichen Genuß. Kirmß läßt uns das Lutherdenkmal in Berlin sinnend betrachten und lauschen auf die Mahnungen, die es in unser Herz hineinruft. Wir schauen mit ihm bewundernd auf zum Schwedenkönig Gustav Adolf und zum ersten deutschen Kaiser. Die alten Wahrheiten der zehn Gebote und der Seligpreisungen weiß der Verfasser von immer neuen Seiten zu beleuchten. Wie versteht er das Menschenherz in seinen Kämpfen und Siegen, mit seinem Sehnen und Suchen, mit seiner Lust und seinem Leid! Wie weiß er uns zu fesseln in der Nachfolge Jesu, den er uns in acht Bildern aus seinem Leben vors Auge führt! Bei der Lektüre von Predigten geht es uns nicht immer so, daß sie uns dauernd festhalten und wie selbstverständlich überzeugen. In Kirmß' Predigten liegt eine außerordentliche Kraft, die auch das gedruckte Wort noch höchst eindrucksvoll und bezwingend wirken läßt. Hachmeister.

Otto Zöckler. Die Tugendlehre des Christentums. Geschichtlich dargestellt in der Entwicklung ihrer Lehrformen mit besonderer Rücksicht auf deren zahlensymbolische Einkleidung. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Sittenlehre und Sitte. Gütersloh 1904, Bertelsmann. XII, 378 S.

Ein Niederschlag umfassender Gelehrsamkeit und einer offensichtlich seit Jahrzehnten dem Thema gewidmeten Liebe und Sammlerarbeit! Wenn auch die Hauptmasse des darin gebotenen Materials für uns zunächst kaum anderen als historischen Wert hat, und wenn auch der Verfasser im wesentlichen sein Gebiet auf den Bereich der christlichen Sitte und Wandlungen ihrer Lehrformen beschränkt, und zur Beleuchtung ihrer Genesis nur das vorchristliche Heidentum von Hellas und Rom heranzieht, dagegen sich gegenüber den Aufstellungen der modernen religions-wissenschaftlichen Schule über die babylonische und indische Herkunft tiefgehender Einflüsse auf unsere christliche Gedankenwelt vorwiegend kritisch ablehnend verhält, so ist doch die Fülle des überaus vielseitigen Stoffs auch für die Behandlung und Stellung der ethischen Probleme und Systeme in der Gegenwart von hohem Interesse. Der intimere Einblick in die ethische Gedankenarbeit von zwei Jahrtausenden, und in die Art, wie sie jeweilig in der Prägung der sittlichen Lebensziele und ihrer Tugendwege ihren Ausdruck gefunden hat, ist fruchtbar, ja unentbehrlich für jeden, der vielleicht zunächst auch den Ergebnissen der modernen naturwissenschaftlich-empirischen und sozialen Ethik einen Wirklichkeitswert zuerkennt. Und ist es oft keine erquickende Wanderung, die wir mit dem Verfasser da auch durch die Wirrnisse und Gestrüppe der altchristlichen Gnostik, der mittelalterlichen Scholastik und Mystik, der jesuitischen Casuistik wie der nachreformatorischen, lutherischen und kalvinistischen Orthodoxie zu machen haben, sie gibt uns doch fast überall einen tiefen Eindruck von dem sittlichen Ernst und unermüdlichen Eifer, mit dem man sich zu allen Zeiten um die Klarstellung der höchsten Menschheitsfragen bemüht hat. Auch fehlt ja nicht das dankenswerte Schlußkapitel von der „Tugendlehre“ in der modernen philosophischen Ethik (354—374), obwohl der Verfasser gerade hier am wenigsten Vollständigkeit angestrebt hat. Ergänzungen und Berichtigungen sachlicher Art dürften im Angesicht der überaus reichlich citierten und verarbeiteten Literaturangaben kaum angängig sein. Für eine zu erhoffende 2. Auflage wären eine Anzahl Druckfehler zu berichtigen, die ich dem Verfasser auch als Dank für seine wertvolle Gabe persönlich mitgeteilt habe; denn was hätte davon der Leser dieses Referats? Es will ihn ja nur ermutigen, das Buch in die Hand zu nehmen; es wird ihm reichlich alle Liebe lohnen. Kohlschmidt.

„Seelenfrieden.“ Ein Jahrgang neuer Epistel-Predigten, von Bruno von Hülsen. G. Strübigs Verlag, Leipzig.

Der Verfasser bevorwortet: „Seelenfrieden“ habe ich diese Sammlung von Predigten genannt, weil sie zu ihrem bescheidenen Teil friedebedürftigen Menschenseelen zum Frieden im Herrn, der allein aller Seelen Friede ist, verhelfen möchten. „Seelenfrieden“ — ich meine nicht den Kirchhofsfrieden des geistlichen Schlafs, auch nicht den falschen Frieden im Besitze der „Recht“gläubigkeit satter Seelen, sondern den wahren Frieden recht„gläubiger“ Seelen, die vom Gott des Friedens sich ernstlich heiligen lassen wollen durch und durch. —

Dem Versprechen entspricht die Ausführung. Ein schlichtes, einfaches Buch, von dem ein Hauch des Friedens ausgeht. Freilich, ob solche Friedenspredigten, die im Diakonissen-Mutterhause zu Danzig eine willige Aufnahme gefunden haben mögen, für unsere Gemeinden zu empfehlen sind, ist eine andere Sache. Ich meine, wir brauchen Predigten, die zum Kampf rufen, die den Hörer zwingen, sich zu entscheiden, Partei zu ergreifen, etwas zu tun. Predigten voll packender Illustrationen, an denen die Wahrheit lebendig wird, und die Lust zum Tun erwacht. Wir dürfen nicht bloß erbauen, wir müssen erziehen wollen. Denn es fehlt an christlicher Erkenntnis, und es fehlt an Mut, die Kraft christlichen Lebens in der modernen Welt zu erproben. Ganz abgesehen von der Theologie muß die Predigt der Gegenwart in diesem Sinne modern sein. Sonst wird sich der Kirchenschlaf doch einstellen. Mir würde er bei Hülsen sehr leicht ankommen. —

Berlin Gebhardt.

S. Ulfers, Ostloorn. Holländische Dorfgeschichten. Aus dem Holländischen übersetzt von Karl Emrich. Hagen i. W., O. Rippel. 363 S. ℳ 3, geb., 4.

Seit van Koetsvelds klassischer Schilderung des holländischen Pfarrhauses und Gemeindelebens in seinen „Sketsen uit de pastory van Mastland“ (deutsch bei Jansa, Leipzig, 4 Aufl.), sind dem Haager Dichter-Dominé auch in seiner engeren Heimat glückliche und kaum weniger erquickliche Nachfolger erwachsen. Einer der glücklichsten und charakteristischsten unter den Neuesten ist sicher Ulfers mit seinem Geschichtenbuch aus dem durchaus eigenartigen und doch auch typischen Pfarrdorf Ostloorn in der Ober-Ysseler Landschaft mit ihrer Marsch und ihrer Heide. Prächtige Gestalten treten uns da entgegen in ihrer bäuerlichen, doch mehr noch in ihrer religiösen herbreformierten Kraftnatur; gleich die zweite Geschichte führt uns in eine die Gemeinde tiefbewegende Spaltung, die Absonderung der „Doleevenden“ von dem der reformierten Landeskirche treubleibenden Teil. Die von nun an in Ostloorn dienenden zwei Pfarrer sind beide wackere und durchaus sympathische, in allem Frieden miteinander arbeitende Männer. Das der eben verstorbenen Frau des „Doleevenden“-Pastors gewidmete Kapitel ist ein Spiegel edler Pfarrfrauen, wie er kaum schöner gedacht werden kann. An Einzelpersönlichkeiten ist die des reichen, aber durchaus rechtlichen Großbauern Harders (Kap. 3), der unglücklichen, als närrisch geltenden Heidehüttnerin Ake (Kap. 6), des gefühlvollen Glöckners Ilting (Kap. 7), den der große Schmerz um seinen ermordeten Sohn in die Tiefe geführt hat, des vielerfahrenen Armenpflegers Gusting (Kap. 8) und vom ersten bis zum letzten Kapitel die des „Träumers“ Wiegen, der in der Gemeinschaft der gottwilligen Seelen sein unsichtbar Reich Gottes herbeigekommen sieht, höchst lebensvoll gezeichnet. Doch überall ist die ganze Gemeinde in Mittätigkeit herangezogen, am lebhaftesten in der wirklich grandiosen Schilderung der großen Dürre (Kap. 5) und ihrer Einwirkung auf die elementar empfindende Volksseele. So ist in dem Buche eine Darstellung holländischen Volkslebens geboten voller Ernst und Humor und voll Verständnis für seine treibenden, oft so tief latenten Kräfte, wie wir ihrer nur wenige haben. Kohlschmidt.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 3, Seite 30, 1. Spalte, 29. Zeile, von oben lies, „1852“, nicht 1832.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 5.

Bremen
Berlin.

28. Januar 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Zum Fall Fischer. — Notizen der Redaktion. — Anzeigen.

Zum Fall Fischer.

Unsere Zurückhaltung gegenüber den Angriffen der Berliner Orthodoxie auf den kirchlichen Liberalismus in der Person D. Fischers, die geboten schien, um dem Treiben dieser Kreise nicht eine unsachgemäße Bedeutung zu geben, eine Bedeutung, die es nun doch in den Augen des brandenburgischen Provinzialkonsistoriums gehabt hat, hat den Verlauf dieser Angelegenheit nicht für alle Leser deutlich werden lassen. Als zu den Akten der kirchlichen Zeitgeschichte geben wir in dem Augenblick, wo die Angelegenheit durch die Berufung des Betroffenen an den preußischen Oberkirchenrat und die Stellungnahme der liberalen Kreise zu dem Konsistorialerlaß auf einen Ruhepunkt angekommen scheint. 1. Die Eingabe von 31 Berliner liberalen Geistlichen an den evangelischen Oberkirchenrat. 2. Eine Erklärung zweier Berliner Prediger, die sich soeben der neu fundierten Mittelpartei angeschlossen haben (Scholz und von Soden). 3. Ein Stimmungsbild aus der Versammlung der Kirchlich-Liberalen Berlins am 18. Januar mit den Aussprachen eines Geistlichen und eines Laien aus der Debatte und der Schlußresolution. 4. Eine sachliche Darstellung des bisherigen Verlaufs der Angelegenheit.

1. Die Eingabe der 31 Berliner Pfarrer.

Aus Anlaß eines auf dem deutschen Protestantentage gehaltenen und im Druck erschienenen Vortrages hat sich gegen den Pfarrer D. Fischer an der Markuskirche zu Berlin eine Bewegung erhoben mit der Absicht, eine Bestrafung desselben wegen der vorgetragenen Ansichten herbeizuführen. Wir hatten eine Eingabe an das Kgl. Konsistorium bereits vorbereitet, als dasselbe dem Pfarrer D. Fischer einen Bescheid zugehen ließ, der geeignet ist, unsere Freudigkeit in unserem so verantwortungsvollen Beruf zu beeinträchtigen und die Würde des gesammten Pfarrerstandes herabzudrücken. Wir sind nunmehr genötigt, dem Hohen Evangelischen Oberkirchenrat folgende ehrerbietige Erklärung und Bitte zu übermitteln.

Wir sind überzeugt, daß in dem von einer unwürdigen Agitation maßlos verdächtigten Pfarrer D. Fischer weniger eine einzelne Person als die Freiheit der theologischen Meinungsäußernng in der Kirche überhaupt getroffen werden soll, daß hier der Versuch vorliegt, jedem Pastor gleichviel, ob seine Theologie konservativer oder liberaler gestimmt ist, die Unabhängigkeit seiner wissenschaftlichen Forschung und die Möglichkeit ihrer öffentlichen Aussprache zu nehmen. Demgegenüber müssen wir die Selbständigkeit unserer theologischen Überzeugungsbildung und Überzeugungsaussprache für uns in Anspruch nehmen. Ist doch keine Theologie, weder die sogenannte liberale noch die sogenannte positive, etwas wert, wenn sie als befohlen erscheint. Sie muß in der Freiheit geboren und erhalten werden. Und niemals war der Schutz der geistigen Unabhängigkeit des Pfarrerstandes nötiger als heutzutage. Wie ein Fluch lastet auf unserem Stande der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit. Ein gut Teil der Entfremdung gegen die Kirche ist begründet in dem Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit ihrer Pastoren. Wir wahren uns das Recht, als evangelische Prediger unserer wissenschaftlichen Erkenntnis des Evangeliums in Predigt und Konfirmandenunterricht zu folgen. Wir wissen, daß wir die Schwachen zu schonen haben, aber ebenso wissen wir auch, daß wir den Suchenden die Klarheit der Erkenntnis zu bringen und denen, welchen die Elemente aller Religion zweifelhaft geworden sind, den Unterschied zwischen Dogma und Religion, zwischen der vergänglichen Form und der ewigen Wahrheit mit unbedingter Wahrhaftigkeit und Offenheit zu zeigen haben. Wir sehen in diesem Recht zugleich eine Pflicht, von deren Erfüllung wir nicht lassen können. Daß die Gemeindepredigt andere Ziele hat als ein rein lehrhafter Vortrag, ist uns dabei selbstverständlich; doch kann auch sie nur als ganz persönliches Glaubenszeugnis aus den Tiefen einer wahrhaftigen Seele auf die Gemeinde Eindruck machen. Für uns als evangelische Christen und Geistliche kann die Richtschnur nur sein: Wir können nicht wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.

Deshalb haben wir zu dem Hohen Evangelischen Oberkirchenrat das Vertrauen, er werde das protestantische Recht, das Evangelium, entsprechend dem Grundsatz der freien Forschung in der heiligen Schrift, nach bestem Wissen und Gewissen verkünden zu dürfen, nicht verkürzen und verkümmern lassen.

D. P. Kirmß, Pfr. a. d. Neuen Kirche. D. Aug. Kind, Pred. a. d. Neuen Kirche. H. Lehmpfuhl, Pred. a. d. St. Andreaskirche. Dr. Luther, Pfr. a. d. Trinitatiskirche. Augar, P. a. St. Thomas. Bayrhoffer, P. a. St. Thomas. J. Niedlich, Pred. a. d. St. Markuskirche. Göhrke, P. a. St. Nikolai. Habicht, P. a. St. Paul. Fischer, Pred. a. d. Jerusalemskirche. Kniep, P. i. Rixdorf. Wüst, P. a. d. Lutherkirche. Vehse, 4. Pfr. a. d. Lutherkirche. Bruckenhaus, Pfr. a. St. Thomas. Graue, P. a. d. Kais. Wilh. Gedächtnisk. J. Haupt, P. a. d. Luisenstadtgemeinde. Nierhoff, Pred. a. d. Emmauskirche. Lic. Neveling, Pfr. a. St. Paul. Werckshagen, Städt. Prediger. Dr. Hachmeister, Pfr. a. d. Trinitatiskirche. Dr. Runze, Pred. a. d. St. Johanniskirche (Moabit). Kottig, Pred. a. d. Nazarethkirche. Müller, Pred. a. d. Zionskirche. Steiniger, Pred. a. d. Nazarethkirche. Zimmer, Pred. a. St. Georgen. Knauert, Pfr. a. d. Luisenstädt. Kirche. Franke, P. a. d. Zionskirche. Maximilian Gebhardt, P. a. d. Lutherkirche. Dr. Bitthorn, Pfr. a. d. St. Andreaskirche. G. Thießen, Pred. a. d. Luisenstädt. Kirche. Dorow, Prediger.

Pfarrer der Landeskirche, die dieser zunächst nur von Berliner Geistlichen unterzeichneten Erklärung sich anschließen wollen, werden gebeten, ihre Unterschrift an den ersten Unterzeichneten: Pfarrer D. Kirmß, W. 8, Kronenstr. 70, zu senden.

2. Die Erklärung D. Scholz und D. von Soden.

Der Bescheid des Königlichen Konsistoriums der Provinz Brandenburg an den Pfarrer D. Fischer, dem die Behörde selbst durch Mitteilung an den Gemeindekirchenrat im vollen Wortlaut den Charakter eines öffentlichen kirchenregimentlichen Aktes verliehen hat, erfüllt die Unterzeichneten und ihre Freunde mit schwerer Besorgnis und veranlaßt uns, sie, zumal uns auch aus unsern Gemeinden Beunruhigung darüber entgegentritt, zum öffentlichen Ausdruck zu bringen.

Es ist namentlich Zweierlei, worüber wir nicht schweigen dürfen.

Wir empfinden die Behandlung, die hier einem bejahrten und in seinem Amt verdienten Geistlichen zu Teil geworden ist, als ob er ein unfertiger junger Mann wäre, als eine Herabsetzung des geistlichen Standes in der Öffentlichkeit.

Nicht minder beklagen wir, daß durch mehrere Ausführungen in dem ergangenen Bescheid der verbreitete, die Wirksamkeit der Geistlichen in den weitesten Kreisen lähmende Verdacht, diese würden durch ihre vorgesetzten Behörden an dem wahrheitsgemäßen Ausdruck ihrer in ehrlichem Ringen gewonnenen Überzeugung gehindert, neue Nahrung und scheinbar authentische Bestätigung erhält.

Berlin, 15. Januar 1905.

D. Scholz. D. von Soden.

(„Christl. Welt" Nr. 3, Beiblatt.)

3. Ein Stimmungsbild aus der Versammlung der Kirchlich-Liberalen Berlins am 18. Januar.

Die Einladung zur Versammlung (vergl. Beilage Nr. 3) war unterzeichnet von D. Kirmß für den Berliner Unionsverein, von R. Schrader M. d. R. für den kirchlich-liberalen Zentralwahlverein, von Rechtsanwalt Stettiner für die kirchlich-liberale Synodalvereinigung, von A. Weidling für die kirchlich-liberalen Vertrauensmänner und von dem Vorsitzenden des kirchlich-liberalen Parochialvereins. Sie war durch die Zeitungen und die Parochialvereine verbreitet.

Als wir einige Minuten vor 8 Uhr den Saal, der 1200 Menschen fassen soll, betraten, war er eben gefüllt; als die Versammlung um 8½ Uhr eröffnet wurde, waren fast 2000 Personen hineingezwängt. Die Polizei sperrte den Saal wegen Überfüllung und wies Hunderte ab. Alte und Junge, Männer und Frauen, die ersteren stark Zweidrittel der Versammlung, Reichstagsabgeordnete, Vertreter der Stadt, Lehrer, Pfarrer, sahen wir zahlreich in der Versammlung. Große Ansprüche stellte das auf sachlicher Höhe in tiefem Ernst und klarer Wahrhaftigkeit einhergehende, fast 1½stündige Referat Prof. D. Pfleiderers. Lautlos folgte die Versammlung den oft schwierigen und tief eindringenden Darlegungen der Kritik des Referates des Pastors Lasson und der zustimmenden Erläuterung und Ausführung des Inhalts von D. Fischers Vortrag. Keine Volksrede, die Mienen, Blicke, Geesten, Worte wägt, um Schlager zu erzielen, Leidenschaften

zu entfesseln, Beifall zu ernten; keine Konzession an die Wünsche der lauschenden Menge, kein rethorisches Spannen und Drängen der Gemüter und doch eine Rede, die die Gemüter bezwang durch die Wucht der Gedanken und die Würde des Redners.

Das also sind die vielverlästerten Berliner Liberalen, sagte ich mir, denen es nur auf die freisinnige Politikmacherei ankommt, die nur einen Radau wollen, die Kirche und Religion in seichter Freigeisterei verachten! Das also sind die Gemeindeglieder 2. Klasse, denen das Kirchenregiment Schutz und Fürsorge versagt! Ich habe keinen Zwischenruf gehört, der unwürdig war, keinen Beifall an falscher Stelle, keinen Versammlungswitz.

Darf das Kirchenregiment solche Versammlung einfach unbeachtet lassen? Gilt nicht doch ein wenig in der evangelischen Kirche die Stimme der Gemeinde?

Wir aber freuen uns des guten hohen Tones, auf den der kirchliche Liberalismus Berlins gestimmt ist, wir danken es den Männern, die unermüdlich in der Zeit des Niedergangs die Treue gehalten und weitergearbeitet haben, und diejenigen, die ferner stehen oder gar ihre Kenntnisse aus „Reichsbote“ und „Kreuzzeitung“ haben tun gut, dem hochmütigen Pharisäergerede nicht mehr zu glauben, daß diese Männer und Frauen als eine glaubens- und religionslose kirchenfeindliche Masse die Kirche zerstören wollen. Wir wissen es, daß auf ihrem Mut, ihrer Entschlossenheit und ihrer Treue die Zukunft der evangelischen Kirche beruht, diese davor bewahren, eine zeitfremde, wirkungsuntüchtige Sekte zu werden. Ein hochgebildeter und ein einfacher Mann, sie trafen über jene Versammlung in dem Urteil zusammen: „Das war oft wie eine Andacht.“ Das waren die Suchenden, von denen die Eingabe der liberalen Pfarrer sagt, und es ist Aberwitz zu meinen, daß diese Männer alle durch den Peitschenhieb des: „Ihr seid verflucht, wenn ihr nicht haltet jeden Buchstaben des Bekenntnisses“ in den Pferch einer Parteikirche zurückgetrieben werden könnten, über deren niedrigen Türbalken das Wort „Bekenntnis“ steht.

Die Rede des Professor Pfleiderers erscheint im Druck. Weiterhin geben wir das Wort des Pfarrer D. Kind an der Neuen Kirche und die Ausführungen des Oberlehrers Dr. Ferd. Jac. Schmidt aus der Debatte:

Pfarrer D. Kind führte aus: Es ist eine ernste Frage, die uns heute hier zusammengeführt hat. Es handelt sich um das Recht der protestantischen Glaubens- und Gewissensfreiheit. In unserer evangelischen Kirche bestehen in der Gegenwart verschiedene Richtungen, gewöhnlich in zwei Richtungen zusammengefaßt, die orthodoxe und die liberale oder moderne. Das ist ein offenes Geheimnis für jedermann. Man kann sich auch darüber nicht wundern, daß die religiösen Anschauungen in der protestantischen Welt auseinandergehen. Wenn ich nicht irre, hat einmal Schleiermacher gesagt, daß für uns Evangelische die heilige Schrift maßgebend sei, daß aber, da wir keine unfehlbare Auslegung der Bibel besitzen, die christlichen Lehren bei uns immer wieder eine Umbildung erfahren müßten. Von einer Festlegung der christlichen Lehre für alle Zeiten kann daher ebensowenig die Rede sein, wie von einer völligen Übereinstimmung in allen einzelnen Punkten. Aller Glaube bleibt bei unserer menschlichen Schwachheit ein unvollkommener Ausdruck der ewigen Wahrheit. Jeder Christ wie die gesamte Christenheit kann stets nur in der Entwicklung begriffen sein. Wir haben gewiß in Christo Jesu den festen Punkt, aber auf diesem Grunde sollen wir uns vom Geiste in aller Wahrheit leiten lassen. Das kann aber nur bei unbedingter Wahrhaftigkeit geschehen, diese ist aber nur bei geistiger Freiheit möglich. Es mag vielen bedenklich erscheinen, unbequem vorkommen, daß wir den christlichen Glauben nicht als fertigen Besitz in uns tragen sollen. Aber die Vorsehung hat es uns nicht so bequem gemacht. Die Christenheit soll in fortschreitendem Suchen und Ringen sich der Wahrheit mit immer größeren Klarheit bewußt werden.

Wenn nun in unserer evangelischen Kirche verschiedene Richtungen sich geltend machen, so liegt darin kein Unrecht, noch braucht das ein Unglück zu sein. Im Gegenteil. Es kann zum Segen werden, wenn sie sich bemühen, von einander zu lernen, und das hat jede nötig. Zum Fluche wird die Verschiedenheit im evangelischen Lager erst, wenn die einen die andern verdammen und vergewaltigen wollen. Von jeher war dazu immer eine große Neigung bei denen, die am Hergebrachten hängen. Das hat sich auch wieder bei der unwürdigen Agitation gegen D. Fischer gezeigt. Ein frommer Mann hat erklärt: Bei Parteistreitigkeiten ist Wahrheit und Recht nie ausschließlich auf einer Seite. Dafür fehlt aber unseren Gegnern, wie es scheint, jedes Gefühl. Paulus mahnt: Prüfet alles, aber ohne zu prüfen wird der freiere Standpunkt angegriffen und der kirchlichen Behörde als Ärgernis denunziert. Wo steht denn aber geschrieben, daß gerade die orthodoxe Auffassung des Christentums die richtige ist? Wie oft hat in der religiösen Entwicklung der Menschheit, auch in der christlichen, in der evangelischen Kirche die Frömmigkeit derer, die erst als Neuerer verschrieen wurden, sich als reinere und bessere erwiesen und hat ihr die Zukunft gehört! Sollte das die Ankläger des kirchlichen Liberalismus nicht vorsichtig machen? Vieles, was noch vor 30 Jahren als grundstürzender Irrtum von den Orthodoxen leidenschaftlich bekämpft wurde, z. B. in Fragen der Bibel, gilt ihnen jetzt als ausgemachte Tatsache. Sollte man sich deshalb nicht hüten, abweichende Meinungen ohne weiteres mit dem Bann zu belegen? Und wenn nun gar gegen den Andersgerichteten nach der Behörde gerufen wird, daß sie ihn unterdrücke, ist das christlich und liegt darin nicht das Zugeständnis, daß man in dem geistigen Kampf zu den eigenen geistigen Waffen kein Zutrauen hat!

Viele Kreise sind heutzutage der Kirche und dem Christentum entfremdet. Das ist bedauerlich. Allein oft stößt man sich an den dogmatischen Formen und Formeln, die unserem Geschlecht vielfach fremd geworden sind, und in zahlreichen Fällen hat man sich mit Freuden dem christlichen Glauben und auch der Kirche wieder zugewandt, nachdem man mit der liberalen Auffassung des Christentums bekannt geworden war. Die liberale Theologie verdient Anerkennung, wenn sie sich dieser Aufgabe widmet. Offenkundige Tatsache ist, daß ein großer Teil der evangelischen Bevölkerung der freiergerichteten Auffassung huldigt. Viele wollen daher in der Gegenwart liberale Geistliche. Soll diesen die Möglichkeit geeigneter Erbauung versagt sein? Wir liberale Geistliche begehren weiter nichts, als ungestört arbeiten und wirken zu dürfen. Aber das wünschen wir dringend. Eine ganze Reihe von Dogmen, die früher eine große Rolle spielten, sind heutzutage im Bewußtsein der Christen, auch der orthodoxen, zurückgetreten. Vielleicht geht der Zug der Entwicklung dahin, daß die christliche Religion immer einfachere, aber erhabenere Gestalt annimmt, an Stelle des Wertlegens auf einzelne Lehren und die Zustimmung zu ihnen immer mehr die wirkliche Lebensgemeinschaft der Seele mit Gott als der wahre Glaube zur Geltung kommt. Jedenfalls herrscht redliches Streben gerade in liberalen Kreisen, den Glaubensgeist, den Jesus in sich getragen hat, diesen Geist so schlicht und so tief und so gottinnig, immer besser zu erfassen und immer nachdrücklicher zu vertreten. Soll das gehindert werden? Geistliche und Gemeindeglieder haben gleichmäßig Recht und Pflicht, für die evangelische Freiheit einzutreten. Darum stehen wir treu zu dem Pfarrer an St. Markus, Herrn Dr. theol. Fischer.

Herr Oberlehrer Dr. Ferd. Jac. Schmidt führte aus:

Wer es noch nicht wußte, wie es um die Freiheit des Glaubens in der evangelischen Kirche gegenwärtig bestellt sei, dem sind die Augen durch die künstliche Konstruktion des „Falles“ Fischer und durch seine Behandlung in der orthodoxen Presse und in den orthodoxen Versammlungen gründlich geöffnet worden. Es ist dahin gekommen, daß evangelische Geistliche selbst in außerkirchlichen Veranstaltungen ihre Ansichten über die zukünftige Gestaltung des Kultus und der Lehre nicht mehr frei äußern dürfen; es ist dahin gekommen, daß solche Geistliche schülerhaften Zurechtweisungen ausgesetzt sind, die wir bis dahin nicht für menschenmöglich gehalten hätten, und es ist dahin gekommen, daß die katholisierenden Bestrebungen unserer Hochorthodoxie uns den sündigen Gedanken einer protestantischen Hierarchie wiederum näher gerückt haben. Konsolidierung einer vom Staate unabhängigen Priesterherrschaft, Verketzerung der freien Wissenschaft, das Traditionsgespenst in der Form des Bekenntniszwanges und die Verwandlung des Kirchenregimentes in ein Inquisitionsgericht, — das sind die Schlingen, mit denen der evangelischen Freiheit der letzte Lebenshauch abgeschnürt werden soll. Größer als die Gefahr des römischen ist heute die Gefahr des protestantischen Katholizismus. Und, wenn das so weiter geht, so werden wir innerhalb unserer eigenen Kirchengemeinschaft noch einen evangelischen Bund stiften müssen gegen diese katholisierende Hochorthodoxie.

Unser Land rüstet sich soeben, die Feier von Schillers hundertstem Todestage vorzubereiten, eines Mannes, dessen Andenken von dem deutschen Volke neben demjenigen Luthers vor allem hoch und heilig gehalten wird; und wir haben vor kurzer Zeit den hundertsten Todestag von Kant und Herder gefeiert. Was würden diese Männer sagen, wenn sie erführen, wie das Unkraut des Dunkelmännertums ihre blühende Geistessaat zu ersticken droht. Wir haben von Luther die Idee der Glaubensfreiheit und des allgemeinen Priestertums, wir haben von den großen Männern des achtzehnten Jahrhunderts die Idee der Toleranz und der Humanität als teures Erbe empfangen, und für immerdar wird es daher die Ehrenpflicht eines jeden echten liberalen Mannes sein, diese Toleranz gegen alle Andersgesinnten auf dem religiösen, dem wissenschaftlichen und dem politischen Gebiet zu beweisen. Intolerant sind wir nur gegen Eins, — gegen die bewußte Unwahrhaftigkeit. Wenn wir aber so intolerant wie unsere Gegner sein wollten, hätten wir dann keinen Grund, die Orthodoxie zu verklagen? Muß es uns nicht als eine schwere Schädigung des Volksgeistes erscheinen, wenn die reformatorische Kraft des geistigen Glaubens immer tiefer und tiefer zu einem bloß sinnlichen, buchstabenmäßigen Fürwahrhalten vergangener Ereignisse und Berichte herabgedrückt wird; — wenn das geistige Wunder der Menschwerdung Gottes zu einem physischen, materiellen oder, wie man heute vorsichtiger sagt, positiven Wunder erniedrigt wird, oder wenn, im krassesten Widerspruch mit der Darstellung des Apostels Paulus, an die Stelle der pneumatischen Auferstehung die fleischliche, natürlich-physische Auferstehung gesetzt wird? — Und doch! jeder liberalgesinnte Mann würde sich bis in das Tiefste seiner Seele hinein schämen, wenn er gegen solche offenbaren Irrtümer mit der schmutzigen und unanständigen Waffe der Denunziation und der Glaubensverketzerung vorgehen sollte. In solchen Fällen gibt es für uns nach dem Vorbilde unseres großen Reformators nur Ein Mittel, zu appellieren von einer schlecht unterrichteten Glaubensmeinung, an ein besser zu unterrichtendes Glaubenswissen. — Was aber haben die Gegner getan? Sie haben sich durch das Kesseltreiben gegen den Pfarrer D. Fischer schwer gegen das protestantische

Gewissen versündigt. Ist es denn möglich, daß Männer, denen das Amt anvertraut ist, Christum zu predigen, Männer, deren heiligste Aufgabe es ist, den Geist christlicher Liebe, Milde und Barmherzigkeit unter der Menschheit auszubreiten, — ist es denn möglich, daß solche das Wort Gottes soweit vergessen, daß sie sich in pharisäischem Hochmut zu Richtern aufschwingen über einen treuen Diener Gottes, über einen Mitchristen, über einen Amtsbruder? Hat denn das Herrenwort „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet" für sie keine Bedeutung mehr? Und ist das Wort von dem Splitter und dem Balken für sie nicht mehr da? Gilt es für sie nicht mehr, daß der Herr gesagt hat: „Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Rache! der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig?" — Ist es dahin gekommen, daß Geistliche keine Scheu mehr tragen, das geistliche Amt des eigenen Standesgenossen zum Gegenstande einer wühlerischen Parteipropaganda zu machen! — Daß es so sei, ich möchte es nicht glauben, und ich neige mich noch immer der Ansicht zu, daß jene, um die Vorherrschaft in der positiven Partei ringenden Personen nur vorübergehend die strenge sittliche Zucht über sich selber verloren haben, und daß sie inzwischen bei ruhiger Besinnung selber zu der Einsicht von der Ungeheuerlichkeit ihres Vorgehens gekommen sind. Sollte dies aber wirklich nicht bloß ein Ausnahmefall sein, dann bliebe nichts anderes übrig, als daß wir Laien uns einmal mit aller Energie anschickten, solchen Geistlichen die Unsittlichkeit zu verweisen, daß sie sich zu Richtern über die eigenen Amtsbrüder aufspielen, um so ihren selbstsüchtigen Parteigelüsten zu fröhnen. Es ist das eine Herabwürdigung des evangelischen Pfarrerstandes.

Ich habe Grund anzunehmen, daß der denunziatorische Überfall auf den Pfarrer D. Fischer bis tief in die strenggläubigen Kreise hinein von den wahrhaft christlich gesinnten Gemütern gemißbilligt wird. Auch wird viel Wasser die Spree hinabfließen müssen, bis die Gegenpartei diesen Schmutzfleck unprotestantischer Verketzerungssucht von ihrem Schilde abgewaschen hat. Aber auch wir dürfen diesen Fall solange nicht in Vergessenheit geraten lassen, bis das hinter ihm lauernde Ungeheuer der katholisierenden Bestrebungen zur Errichtung einer protestantischen Hierarchie mit Stumpf und Stil ausgerottet ist. Und in diesem Sinne rufe ich allen echt reformatorisch gesinnten Männern zu:

Frisch auf zum fröhlichen Kampf!

Der Beschluß der Versammlung.

Wir erklären, daß durch die maßlose Agitation der Positiven und die Entscheidung des Königlichen Konsistoriums dem Pfarrer D. Fischer schweres, völlig unverdientes Unrecht angetan ist. Wir fordern für die ebenso fromme wie freie Auffassung des Christentums, wie sie D. Fischer in seinem Vortrage vertreten hat, volles Recht in der evangelischen Kirche. Wir verlangen vom Kirchenregiment, daß es die kirchlich-liberalen Glieder der Gemeinde in gleicher Weise schütze und fördere wie die orthodoxen. Wir fordern, daß den evangelischen Geistlichen in ihrem Amt volle Freiheit auf dem Grunde des Evangeliums gegeben werde. Wir bitten D. Fischer, im Vertrauen auf die allgemeine hohe Anerkennung, die er in den großen Kreisen freigesinnter evangelischer Christen findet, festzuhalten an seinem Amte, das er zum Segen seiner Gemeinde verwaltet hat, und in dem er hoffentlich noch lange stehen wird."

4. Bericht über den Verlauf der Angelegenheit I.

Vor allem die auswärtigen Freunde, besonders die aus der Pfalz, forderten ein Referat für den 22. Protestantentag, das die Möglichkeit und die Notwendigkeit moderner Vermittlung des Evangeliums an unsere Zeit darlege. Ein Dozent und ein Geistlicher sollten das Thema behandeln, und Pfarrer D. Fischer wurde, nachdem Pfarrer D. Hönig aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt hatte, gebeten, als Praktiker das Korreferat zu übernehmen. Mehrere Wochen vor der Tagung stand der Wortlaut fest und war gedruckt, ehe die Tagung begann.

Das Referat „Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Darbietung an die Gemeinde", bei C. A. Schwetschke u. Sohn in Berlin erschienen, wurde von etwa 350 Zuhörern ohne Widerspruch angehört, durch Beifall unterbrochen und am Schluß mit Beifall begrüßt.

Schon zwei Tage später wies der „Reichsbote", das bekannte orthodoxe Pastorenorgan, darauf hin, daß solche Äußerungen, wie sie dort gefallen seien, unmöglich zu dulden seien bei einem Geistlichen der Landeskirche. Fortgesetzt brachte die orthodoxe Presse einzelne Notizen, die bezweckten, das Kirchenregiment zu einem Einschreiten gegen D. Fischer zu veranlassen. Auch in dem kleinen, aus der Stadtmission stammenden, von dem positiven Parochialverein der St. Markus-Gemeinde verbreiteten Gemeindeblättchen wurden aus dem Zusammenhang gerissene Äußerungen naiv als der Bibel widersprechend und darum unchristlich hingestellt. Als alle diese Versuche, durch die Presse auf das Kirchenregiment zu wirken, vergeblich blieben, berief man zunächst im Westen Berlins eine Versammlung, deren Besucherzahl nach Angabe der „Vossischen Zeitung" 180 Personen gewesen ist (der „Reichsbote" hatte 300 gezählt), in der Hofprediger a. D. Stöcker ganz allgemein sprach über das Thema „Der Protestantenverein und die evangelische Kirche". Er wies hin auf die Möglichkeit eines Disziplinarverfahrens, bemerkte aber, man wolle nicht zur Verfolgung aufrufen. Eine stilistisch unglücklich gefaßte Resolution hatte folgenden Wortlaut:

„Wenn die vom Prediger D. Fischer von der St. Markuskirche in Berlin auf dem „Protestantentage" geäußerten Meinungen wirklich die moderne Theologie darlegen, so ist diese Theologie mit dem Bestande der Reformationskirche unvereinbar und muß aus derselben entweder ausscheiden oder ausgeschieden werden. Wir halten diese Theologie für unvereinbar mit den Grundlagen der evangelischen Kirche."

Darauf kam die „Reformation", Stöckers Organ, mit der Forderung der Lehrzucht. „Ist es erlaubt, daß ein Pfarrer der Kirche frank und frei dergleichen Anschauungen vorträgt? Sicher nicht! Hier muß die Lehrzucht eintreten. . . . .

. . . . . D. Fischer hat seine Pflicht als Geistlicher der preuß. Landeskirche öffentlich aufs Gröblichste verletzt. Wenn irgend ein Fall, so fordert dieser das Eintreten der Lehrzucht heraus . . . . . Die Gemeinde der Gläubigen wartet, was die Männer tun werden, denen die Leitung der Kirche anvertraut ist." Die orthodoxe Presse übernahm allseitig diese Ausführungen.

Eine zweite größere Protestversammlung tagte am 25. Nov. 1904 mit dem ausdrücklichen Zweck: „Gegen Pfarrer D. Fischer", im evangelischen Vereinshause in der Oranienstraße. Neben dem Erziehungsinspektor Schulz war es vor allen Dingen der Nachbarkollege D. Fischers, Pastor Pfeiffer, von der Auferstehungsgemeinde, der den Hauptvortrag hielt. Seine Ausführungen, die inhaltlich nichts Neues bieten, geben doch in ihrer charakteristischen Unfähigkeit, liberale Gedankenführungen zu erfassen, ein so deutliches Bild der moderuen Bekenntnis-Orthodoxie, die, von theologischem Arbeiten unberührt, von Schlagworten lebt und in solchen sich bewegt, daß wir die Ausführungen Pfeiffers nach dem Bericht der „Kreuzzeitung" nachstehend wiedergeben:

Fischer erklärt erstens, daß die Offenbarungswelt für das moderne Bewußtsein versunken sei. Also Gott offenbare sich nicht; dann müßte der Spruch in Fischers Bibel heißen: „Laßt uns einen Gott machen, der uns gleich sei." Was kann uns ein Gott helfen, den die engen Schranken der menschlichen Vernunft gefangen halten? Ist Gott ein Postulat der religiösen Vernunft, was sollen wir dann denen sagen, die uns antworten: Für mich ergibt sich Gott nicht als ein Postulat der religiösen Vernunft? Gott wäre ja dann nur etwas Erdichtetes, Ersonnenes, und das Christentum sänke auf den niedrigen Standpunkt der Mythologie. Solche Anschauung steht für mich noch tiefer, als die der alten Griechen und Germanen, Gibt es keine Offenbarung, so kann sich Gott auch nicht in der Bibel offenbart haben. Dieser zweite Satz Fischers ist durchaus die Konsequenz des ersten. Dann hätte die Bibel allerdings noch Interesse für den Historiker und könnte nicht mehr Richtschnur unseres Glaubens sein. Damit wird das Formalprinzip der Reformation vollkommen verlassen. Der Name Protestanten kommt in dem historischen Sinne diesen Leuten nicht mehr zu. Wie können sie gegen den Papst in Rom protestieren. Sie haben ja die eigene Vernunft auf die Cathedra der Unfehlbarkeit gesetzt und sich selbst zu Päpsten gemacht! Ist die Vernunft Richtschnur des Glaubens, so ist die Kirche ein Sprechsaal, in dem man über alles, über Schiller oder Goethe, Jörn Uhl oder die „Briefe, die ihn nicht erreichten" reden dürfte. Dann wäre die Kirche nicht mehr das Bild der Pfingstgemeinde, sondern ein Zerrbild — nicht ein Geist in vielerlei Sprachen, sondern vielerlei Geister in einer Sprache, in der der Freireligiösen, die sich Monologe über alle möglichen Gegenstände halten lassen. Wiederum die Folgerung der beiden ersten Sätze ist der dritte Satz, daß Christus nicht mehr Gegenstand der Religion, der Anbetung sein dürfte. Was dann? Dann ist es vorbei mit dem Heilande, der in die Welt gekommen ist, die Sünder zu suchen und selig zu machen. Dann ist dem Christentum das Herzstück ausgebrochen. Dann hätte Christus eine leere Versprechung gegeben, als er sagte: „Ich will euch erquicken", dann hätten sich die Apostel und Evangelisten der schwersten Sünde schuldig gemacht, als sie ihn Herr nannten. Dann hätten die Märtyrer umsonst geblutet, dann hätte Luther nicht singen dürfen: „Er heißet Jesus Christ", dann müßten wir den zweiten Glaubensartikel beseitigen, die Jesuslieder als lügenhaft verwerfen, den ganzen Gottesdienst und unsere Gebete ändern. — Ich klagte es einem protestantenvereinlichen Geistlichen, daß man derartig vorgehe und erhielt die Antwort: „Was wollen Sie? Fischer ist ein ehrlicher Mensch; er spricht bloß aus, was viele denken!" (Hört, hört!) Nun, David Strauß war auch ehrlich. „Sind wir noch Christen?" fragte er, und er antwortete: „Als aufrichtige Menschen müssen wir sagen: Nein, wir sind keine Christen mehr!" Wenn ich an D. Fischers Stelle stände, würde ich mir auch die Frage stellen und als aufrichtiger, ehrlicher Mensch müßte ich auch antworten: „Wir sind keine Christen mehr!" (Stürm. Beifall).

Auch hier ward eine Resolution gefaßt, die folgenden Wortlaut hatte:

Die am 25. November 1904 im großen Saale des evangelischen Vereinshauses versammelten Vertreter der positiven Parochialvereine Berlins erklären einmütig die Äußerungen des P. D. Fischer auf dem 22. Protestantentag zu Berlin, in welchem er ausführt, die Offenbarungswelt sei für das moderne Bewußtsein versunken, protestantischer Lehrgrund könne nicht mehr die Bibel, sondern nur

die religiöse Vernunft sein, die Christusanbetung sei abzuschaffen, scharf abzulehnen, als einen schweren Angriff nicht bloß gegen die Form, sondern auch gegen den Inhalt, die Substanz der christlichen Glaubenslehre, als einen Abfall von der protestantisch-evangelischen Lehrüberzeugung und als Verletzung des evangelisch-christlichen Gemeindeglaubens. Sie beklagen einmütig, daß ein Prediger der evangelischen Landeskirche, ein Doktor der Heiligen Schrift, solche unevangelischen, dem apostolischen Glaubensbekenntnis und dem Ordinationsgelübde widersprechenden, mit der Predigt von dem alleinigen Heil in Christo unvereinbaren Grundsätze in öffentlicher Versammlung hat aufstellen dürfen. Sie bekennen sich einmütig zu der Offenbarung Gottes, vornehmlich in seinem Sohn, zu der Bibel, Gottes Wort, als der alleinigen Regel und Richtschnur unseres Glaubens und Lebens, und zu Jesu Christo, Gottes eingeborenem Sohn, unserem Heiland und Herrn. Sie fordern einmütig die Vorstände der positiven Parochialvereine auf, ihre Mitglieder fortdauernd über die das Heiligste unseres christlichen Glaubens verletzenden Angriffe der liberalen Theologie nach Art des D. Fischer in geeigneter Weise aufzuklären.

Darauf haben unter dem 3. Dezember die Mitglieder des Gemeinde-Kirchenrats von St. Markus an das Königliche Konsistorium eine Eingabe gerichtet, die nach dem „Reichsboten" vom 20. Januar 1905 folgenden Wortlaut hatte:

Berlin NO., den 3. Dezember 1904.
Weberstr. 21.

Unser erster Geistlicher, Herr Pfarrer D. Fischer, hat auf dem 22. Protestantentage in öffentlicher Versammlung den beiligenden Vortrag über „Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittlung an die Gemeinde!" gehalten. Wir sind der Überzeugung, daß die Verbreitung der in diesem Vortrag mitgeteilten Anschauungen in unserer Gemeinde verwirrend und verderbend wirken muß. Wenn nun D. Fischer seine Ansichten, wie auf Seite 21 des Vortrages angegeben, auf der Kanzel verkündigen, sowie im Schul- und Fortbildungsschul- und auch im Konfirmanden-Unterricht vortragen will, so muß damit eine heillose Verwirrung angerichtet werden. Es herrschen in unserer Gemeinde große Besorgnisse, wie es weiter möglich sein wird, daß Herr D. Fischer unsere Kinder auf den Namen des dreieinigen Gottes taufen und konfirmieren, sowie das heilige Abendmahl spenden soll, nachdem er auf Seite 16 und 17 seines Vortrages gesagt hat: „Vor allem können wir es nicht verhehlen, daß die Entwicklung der philosophisch-theologischen Gotteslehre, die entschlossene Gestaltung des christlichen Glaubens im theozentrischen Sinne die Aufhebung der bisherigen altdogmatischen, wie vermittelnden Christuslehre bedeutet", wenn er ferner auf Seite 11 als protestantischen Lehrgrund nicht die Bibel, sondern die religiöse Vernunft proklamiert.

Die Unterzeichneten versuchten in der Gemeinde-Kirchenratssitzung vom 28. v. M. eine Aussprache mit Herrn D. Fischer und die Übergabe der beiliegenden Erklärung zu Protokoll zu geben. Beides lehnte derselbe als Vorsitzender grundsätzlich ab mit dem Bemerken, daß diese Fragen der Kompetenz des Gemeindekirchenrates nicht unterstehen, und § 14 der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung hier nicht angezogen werden könne. Wir erlauben uns nun, dem hochwürdigen Königlichen Konsistorium anbei die obige, von 11 Laienmitgliedern des Gemeinde-Kirchenrats unterzeichnete Erklärung zu überreichen und bitten die hohe Behörde, gütigst zu erwägen, wie die Gewissen unserer Gemeindeglieder zu beruhigen seien, und wie dieselben vor der Verbreitung solcher grundstürzenden Lehren durch einen Geistlichen unserer Gemeinde geschützt werden können.

Die Laienmitglieder des Gemeinde-Kirchenrats von St. Markus.

Folgen die Unterschriften.

Am 15. Dezember sprach in einer dritten Volksversammlung im größten Saale des Ostens Pastor Lasson von der Bartholomäusgemeinde über „Unsere evangelische Kirche und ihre Zerstörer" vor etwa 1500 Personen, von denen über die Hälfte Frauen waren. Lassons Rede ist in der Schriftenvertriebsanstalt, Berlin SW. 13, im Druck erschienen.

Am 21. Dezember erhielt Pfarrer D. Fischer vom Konsistorium der Provinz Brandenburg die oben erwähnte Eingabe der Mitglieder des Gemeindekirchenrats zur verantwortlichen Äußerung zugesandt. Durch die Feiertagsarbeit und gehäufte Amtshandlungen, wie durch den Ernst einer solchen Antwort an rascher Erledigung gehindert, mußte er sich am 31. Dezember, nachdem am 29. Dezember das Königliche Konsistorium von orthodoxen Kirchenältesten des Ostens unter Hinweis auf die letzte Protestversammlung folgende Mahnung erhalten hatte:

„Indem wir dieses hiermit zur Kenntnis des hochwürdigen Konsistoriums bringen, vertrauen wir der Weisheit der hohen Behörde, daß dieselbe Mittel und Wege finden wird, um unsere Gemeinden vor dem Eindringen grundstürzender Irrlehren zu bewahren und unseren Kindern den von den Vätern ererbten Glauben zu erhalten."

zu schleuniger Erledigung der verantwortlichen Äußerung mahnen lassen. Er sandte seine Antwort ein, die frühestens am 3. Januar in den Händen des aus neun weltlichen und elf geistlichen Mitgliedern bestehenden Kollegiums sein konnte. Am 4. Januar, also nach noch nicht 24 Stunden, war die Entscheidung gefällt, deren Wortlaut in der Verfügung vom 6. Januar festgelegt worden ist (vergl. vorige Nummer). Am 18. Januar sandte Pfarrer D. Fischer eine Beschwerde an den evangelischen Oberkirchenrat. An die gleiche Adresse gelangten: 1) eine Eingabe von 31 liberalen Geistlichen Berlins, 2) eine Petition von 3015 Mitgliedern der Markusgemeinde, die Herrn D. Fischer ihr Vertrauen ausdrücken und den Oberkirchenrat um seinen Schutz bitten.

Den Bericht über die Tätigkeit der Kirchlich-Liberalen, den Wortlaut der Petition der Gemeindeglieder von St. Markus, wie eines Flugblattes der Liberalen dieser Gemeinde, vor allem auch über das Eintreten der Presse, besonders der „Vossischen Zeitung" müssen wir für nächste Nummer zurückstellen.

Notizen der Redaktion. Es ist mühselig, oft unmöglich, mit einer Wochenschrift den Tagesereignissen zu folgen. Zum Fall Fischer ist nun der Fall „Heyn" gekommen. Herr Steinhausen scheint gründlich mit dieser ganzen Richtung, „die ihm nicht paßt", aufräumen zu wollen. Es wird nur die Frage sein, ob ihm das so ohne weiteres möglich sein wird.

Unser Gemüt und unsere Gedanken sind auch im Streikrevier im Ruhrkohlengebiet. Unglaublich wehe muß die Erfahrung uns tun, daß eine große Partei im deutschen Vaterlande erklären konnte, was Herr von Normann kürzlich für die Konservativen erklärt hat, das ist Lieblosigkeit und Unfruchtbarkeit.

Und weiter: Soll der Fall Schmalz mit unsern Notizen für uns erledigt sein? gilt es da nicht zu arbeiten?

Endlich bedrückt es uns, daß eintritt, was wir vorausgesagt haben, daß durch den Fall Fischer über Polemik und Bericht positive Arbeit in den Hintergrund gedrängt wird. Aber die Sektionen werden und sollen ihre Arbeit demnächst wieder beginnen, und auch wir müssen wieder Raum gewinnen für viele Manuskripte, die bisher immer wieder zurückgestellt werden mußten. Unsere Mitarbeiter bitten wir um freundliche Nachsicht.

Thorwaldsen's
segn. Christus,
in allen Grössen, wie die feinsten **antiken und modernen Figuren**, aus der Hofkunst-Anstalt **Fritz Kochendörfer**, Osterode a. H. empfiehlt
Hedwig von Grassow,
Buch- u. Kunsthandlung,
Osterode a. H.

Sachsen-Altenburg.
TechnikumAltenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Harmoniums,
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den **günstigsten** Bedingungen
E. Beckmann,
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.

Predigerwahl zu St. Martini
in Braunschweig.
Die zweite Pfarrstelle zu St. Martini hier ist baldigst zu besetzen. Das Einkommen der Stelle besteht außer freier Wohnung und ca. **200 Mk.** Stolgebühren in einem Anfangs-Gehalte von jährlich **Rm. 4100,—** steigend von 3 zu 3 Jahren um **Rm. 300,—** bezw. **Rm. 500,—** bis zum Höchstbetrage von **Rm. 6500,—**. Bewerbungen sind bis zum 14. Februar d. J. bei dem Unterzeichneten einzureichen.
Nennecke
I. Provisor zu St. Martini.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen **20 Mk.** Nachnahme
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Eine fast neue **Dore'sche Bilder-Bibel** (2 Bände) hat für eine Witwe preiswert zu verkaufen
Dr. **Veeck, Bremen,**
Doventorsdeich 4.

Harmonium.
Das
Nordische Musikhaus
in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden **beste Harmoniums** u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. **Grünberger Wollweberei G. Allmendinger,** Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Der deutsche Protestantenverein
Von **D. Hönig.**
Preis **30 ₰.**
Bremen. **Carl Schünemann.**